

# Hans Chägi

---



## In der Rosenberg

---

**Erinnerungen 4 (1965 – 1968)**

**Meinen Lieben**

**- Brigitt, Patrick und André -  
gewidmet**

**Hans Chägi**

## Glückliche Tage im goldenen Mai

Ein schöner Tag, ein silberner Morgen  
Erquickende Frische die Luft erfüllt  
Spriessende Natur, ein silberner Morgen  
Leben treibt, die Schönheit enthüllt

\*

Platz an der Sonne, im goldenen Mai  
Platz am Licht, im goldenen Mai  
Feuchter Boden, fruchtbar, durchtränkt  
Noch zehrt, mit Liebe gelenkt

\*

Sprossen treiben im goldenen Mai  
Aber auch Gefahren drohen  
Freude dämpfen, das Gute muss kämpfen  
Trotzen den Gefahren im Mai

\*

Schlafen, vergessen in dunkler Nacht  
Träumen von guter Zukunft  
Brausende Stürme lassen erzittern  
Hoffnung auf Sieg der Vernunft

\*

Hallende Rufe in dunkler Nacht  
Dämmerung vertrieben, silberner Morgen  
Tränen gewaschen, aufs Schöne bedacht  
Jubilieren, fort mit Sorgen  
Glückliche Tage im goldenen Mai  
Glückliche Tage im goldenen Mai

Hans W. Kägi, im März 1966 (Abschrift)

## Inhaltsverzeichnis

Die Rosenberg	1
Riesenüberraschung	6
Zwischen Lehre und Rekrutenschule	10
Einrücken in die RS	14
Kasernenleben	19
Sehnlichst erwarteter Urlaub	28
Bedrohtes Biwak	32
Bei Feldmann, Dutli + Co.	40
Im Wahlbüro	49
Besuch von Grosi	52
Trämperferien	54
Wunsch nach beruflicher Veränderung	65
Der Lernfahrer	68
S „Chlötzli“ – mein erstes Auto	73
Abschied von der Rosenberg und Dank	77
<b>ANHANG</b> (Dokumente zu einzelnen Kapiteln)	80
Inhaltsverzeichnis Anhang	81

## Die Rosenberg

Ende März 1965 verliess unsere Familie gezwungenermassen das Alte Schulhaus im Hübli und zog erneut etwa 300 Meter ostwärts. Diesmal in die „Rosenburg“, eine Gruppe von drei Mehrfamilien-Häusern und einem Restaurant, die Anfang der Sechzigerjahre gebaut worden waren. Papi stand am Zügeltermin kurz vor seinem 50. Geburtstag. Da er immer noch bei der Waschmaschinenfabrik Schulthess arbeitete, verkürzte sich sein Arbeitsweg durch den Umzug von bisher rund 400 auf jetzt noch knapp 100 Meter. Mami war zu jenem Zeitpunkt etwas über 48 Jahre alt und nahm ihre Rolle als Hausfrau und Mutter weiterhin sehr engagiert und verantwortungsvoll war, denn Karl war erst gerade 17 geworden und Peter zählte noch keine acht Lenze. Ich selbst lebte, als noch nicht ganz 20-jähriger, ebenfalls noch bei den Eltern – ganz im Gegensatz zu Margrit, die, inzwischen 21 ½ Jahre alt, vor längerer Zeit flügge geworden war, um sich auf ihren künftigen Beruf als Säuglingsschwester vorzubereiten.

„Rosenburg“ – woher wohl stammt die Bezeichnung für diese Häusergruppe? Sicher ist, dass dort zur Zeit unserer Wohnsitznahme weder etwas von Rosen noch von einer Burg zu sehen war. Gemäss der Ortschronik „Bubikon – Wolfhausen, zwei Dörfer – eine Gemeinde“ existierte an diesem Standort schon vor 1900 eine Wirtschaft mit dem Namen „Rosenburg“. Mit der Inbetriebnahme der Üerikon-Bauma-Bahn im Jahre 1901 wurde sie dann in Restaurant „Bahnhof“ umgetauft. Anfangs Sechzigerjahre wurde das Haus abgebrochen und im Rahmen der Arealüberbauung durch einen Neubau ersetzt, dem bei der Wiedereröffnung 1962 wieder der ursprüngliche Name „Rosenburg“ zurückgegeben wurde.

An das alte Wirtshaus „Bahnhof“ mag ich mich noch gut erinnern. Es wurde von zwei Schwestern namens Steiner geführt. Eine Doppeltreppe führte hinauf zum Eingang des Restaurants, das auch über ein Sääli verfügte. In diesem Sääli fand – wie ich mich noch erinnere – Mitte der Fünfzigerjahre an einem schulfreien

Nachmittag eine Werbeveranstaltung statt - ein Schaumschlag-Wettbewerb. Der Veranstalter hatte einige mit Wasser gefüllte Kübel bereitgestellt, denen eine Portion „Persil“ zugegeben wurde. Die Schulkinder konnten sich nun einen Preis verdienen. Wer durch kräftiges Schlagen mit der Hand Schaum bis zum Kübelrand erzeugen konnte erhielt ein kleines farbiges mit „Persil“ beschriftetes Gummibällchen. Eine tolle Sache, die für die Wolfhausner-Jugend absolut einmalig war und einen entsprechenden Massenandrang auslöste. Manches Bällchen ging später allerdings schnell einmal verloren. Warf man es nämlich kräftig gegen die Strasse oder eine Mauer, konnte es derart hoch und weit springen, dass man es in Wiese, Hecke oder fremdem Garten nicht mehr fand. Es zu ersetzen war leider nicht möglich, da die Bällchen nicht zu kaufen waren.

Und an ein anderes Erlebnis im Zusammenhang mit dem Restaurant „Bahnhof“ mag ich mich noch erinnern: an die einzige Chilbi, die während meiner Jugend in unserem Dorfe stattfand. Es musste etwa 1953 gewesen sein, als auf dem Platz, auf dem später die Rosenberg-Häuser gebaut wurden, unter anderem ein prächtiges Rössli-Karussell aufgestellt war. Ich erlebte, wie die Bevölkerung gegen Ende des Nachmittags zu einer Gratisfahrt auf diesem Rössli-Karussell eingeladen wurde. Eine Unmenge, vornehmlich Halbwüchsige und Erwachsene, stürmte die Plattform, so dass sich diese – völlig überlastet – kaum in Bewegung setzen konnte. Es waren so viele Leute drauf, dass ich befürchtete sie könnte zusammen brechen. Einzelne Männer zogen und schoben an den langen Messingstangen, welche Plattform und Karusselldach verbinden, um den völlig überlasteten Antriebsmotor in Gang zu bringen. Nachdem die „Rytschuel“ genügend Schwung hatte, machten sich der Eine oder Andere ein Vergnügen daraus, während der Fahrt auf- und abzuspringen. Die Kinder hüteten sich, das hoffnungslos überfüllte Karussell zu besteigen und betrachteten das einmalige Gaudi aus sicherer Distanz, verzichteten verständlicherweise freiwillig auf eine solche Gratisfahrt. Da Wolfhausen über keine Kirche verfügte, hätte das Dorf doch eigentlich gar kein Recht zur Durchführung einer Kirchweih gehabt. Trotzdem

fanden, wie ich mir erzählen liess, in früheren Zeiten solche regelmässig statt. Das Restaurant „Rosenburg“, seit 1962 mit Hotelbetrieb, befindet sich an zentraler Lage, an der Ecke wo die Zinkereistrasse in die Landstrasse mündet, welche von Hombrechtikon nach Rüti führt. Direkt daneben stand, entlang der Zinkereistrasse, das Sechsfamilienhaus, in dem unsere Familie nun untergebracht war: eine eher bescheidene, für unsere Bedürfnisse aber ausreichende Fünzimmerwohnung im mittleren der drei Stockwerke. Vom Küchenfenster aus blickte man auf das geräumige Einfamilienhaus der Familie Hohl, das sich jenseits der Zinkereistrasse befand und in dem Frau Hohl im Parterre einen USEGO-Laden betrieb, ein Geschäft mit ähnlichem Angebot wie der „Konsum“. Unsere Stube mit Balkon sowie drei Schlafzimmer waren gegen Westen ausgerichtet, mit Blick auf die beiden andern Mehrfamilienhäuser. Im Rosenberg-Quartier – wenn man die drei Häuser mit dem Restaurant als solches bezeichnen möchte – wohnte eine rechte Anzahl Ausländer, vor allem Italiener, aber auch ein griechisches Geschwisterpaar. Das Zusammenleben in der Rosenberg war trotz – oder aber eben gerade wegen – der Ausländer echt problemlos. Sicher palaverten die Italiener an lauen Sommerabenden im Freien oft bis in die Nacht hinein, andererseits beschwerten sie sich aber nie über Dinge, die ihnen vielleicht nicht passten. Schaute meine Mutter während Ferienabwesenheiten der einen oder anderen Wohnung, so wurde sie für diesen Nachbarschaftsdienst immer sehr nobel beschenkt. Man brachte ihr von Italien irgendeine Essens- oder Getränke-Spezialität mit, im einen oder anderen Fall gar ein goldenes oder zumindest golden glänzendes Schmuckstück. Streitigkeiten zwischen Ausländern und Schweizern gab es gar nie. Entgegen meinen Befürchtungen hatte ich mich in der Rosenberg bereits nach kurzer Zeit gut eingelebt und fühlte mich wohl.

Anfangs der Sechzigerjahre war die Zeit, wo insbesondere viele Italiener in die Schweiz kamen um ihr Brot hier zu verdienen. Arbeit hatte es ja mehr als genug. Vor allem auf dem Bau waren die „Muratori“ sehr gefragt, und ohne diese Männer hätte die Schweiz den seinerzeitigen Aufschwung nie bewältigen können.

In der Regel waren sie als Saisoniers hier, also ohne Familienangehörige, und fielen auf durch ihre bescheidene Lebensweise. Verständlich, dass sie Freude an unseren kleineren und grösseren Fräuleins hatten. So piffen sie von Baustellen gerne den weiblichen Geschöpfen nach, oder riefen jüngeren Frauen ein freundliches „ciao bella“ oder „ciao amore“ zu. Vor den jungen Männern zu fürchten brauchte sich aber niemand. Dass sie sich an jedem Rock freuten, war doch mehr als verständlich, hatten sie doch sicherlich Sehnsucht nach ihrer Heimat und ihren Freundschaften, von denen sie monatelang getrennt leben mussten. Junge Italiener-Männer fragten mich manchmal, ob ich eine Schwester hätte, und wenn ich diese Frage korrekterweise bejahte, baten sie mich, sie ihnen doch mal vorzustellen, welchen Wunsch ich ihnen allerdings nie erfüllen konnte.

Die Einwanderung von Ausländern hatte – nebst allen positiven – aber auch die eine oder andere negative Erscheinung. Insbesondere ältere Erwachsene beklagten sich über den Unrat auf Strassen und Trottoirs, der – wie sie meinten – Hand in Hand mit der Zuwanderung zunähme. Auch Papi war dieser Meinung, und er ärgerte sich deswegen oft. Wir Kinder wurden nämlich stets angehalten, keinen Abfall auf den Boden fallen zu lassen. Selbst das kleinste SUGUS-Papierchen mussten wir zur Entsorgung nach Hause oder zumindest bis zum nächsten Abfallkübel tragen. Mag sein, dass dies ein Beispiel des heute so verpönten „Füdlbürger“-Verhaltens ist, immerhin aber zeugen solche Beispiele auch vom Willen, sich stets anständig und korrekt verhalten zu wollen – ganz im Sinne der seinerzeitigen Erziehung. Andererseits hatten zu jener Zeit die meisten Leute das Wort „Umweltschutz“ offenbar noch nie gehört. Nur so ist beispielsweise erklärbar, dass unser Quartier unter einem stinkigen – und wahrscheinlich auch nicht ganz ungiftigen – Rauch zu leiden hatte. Ein solcher überzog die umliegenden Häuser oft, wenn die Dachklappen der VERWO – der hundert Meter nordwestlich gelegenen Verzinkerei Wolfhausen – allabendlich geöffnet wurden. Die Anwohner waren dann gezwungen, ihre Fenster rundum zu schliessen. Irgendwo zu reklamieren wäre allerdings niemandem in den Sinn gekommen.





Restaurant „Bahnhof“ um 1910



Die „Rosenburg“ 1983. Rechts im Bild sichtbar die Südfassade des Hauses in dem wir wohnten

Beide Fotos aus „Bubikon – Wolfhausen, zwei Dörfer – eine Gemeinde“



Unser Rosenberg-Zuhause (Ostseite).  
Von links: Karls Zimmer, Küche, WC.  
Rückseitig lag die Stube, zwei weitere Kinder-  
und das Elternschlafzimmer  
(Eigene Aufnahme 2006)



Blick aus unserem Küchenfenster nach links  
auf die Zinkereistrasse. Hinten rechts das  
frühere Stationsgebäude der UeBB.  
Hinter dem Haus links lag die Verzinkerei  
(Eigene Aufnahme 2006)



Die Verzinkerei Wolfhausen (VERWO) etwa zu der Zeit als wir in der Rosenberg wohnten.  
Die Klappen auf dem Dach des Gebäudes links wurden abends geöffnet und stinkender Rauch  
überzog dann oft das Quartier. (Aus: „Bubikon – Wolfhausen, zwei Dörfer – eine Gemeinde“)

## Riesenüberraschung

Nach dem letzten Tag der Lehrabschlussprüfung im März 1965 setzte das lange Warten auf das Prüfungsergebnis ein – eine Zeit des Hoffens und Bangens, so wie es einem eben ergeht nach einer solch wichtigen Prüfung. Am 9. April war es dann endlich soweit: Die Prüflinge der Lehrfirmen aus den Bezirken Horgen und Meilen waren auf dieses Datum hin zur Diplomfeier nach Wädenswil eingeladen. Verunsicherung machte einem befeindenden Gefühl Platz, denn mit der Einladung hatte man die Gewissheit, die Prüfung bestanden zu haben. Jene Wenigen, denen dies nicht gelungen war, wurden vorgängig über das negative Prüfungsergebnis informiert, da man ihnen aus nahe liegenden Gründen die Enttäuschung anlässlich der Feier ersparen wollte. So fuhr denn am frühen Abend des besagten Datums die Mehrheit unserer Klasse mit einem kleinen Kursschiff ab Stäfa auf die andere Seite des Zürichsees, wo die rund 120 Absolventen aus kaufmännischen Berufen und etwa 80 aus dem Verkaufsbereich in einem grossen Saal begrüsst wurden. Nach den obligaten Ansprachen wollte man uns nicht mehr länger auf die Folter spannen und begann mit der Rangverkündung. Die Spannung stieg, Totenstille herrschte im Saal. Hofften doch alle hier Versammelten insgeheim, eine ansehnliche Note heimbringen zu können.

Die erste Kandidatin wurde nach vorne gerufen. Sie hatte eine Gesamtnote von 1,1 erreicht. Zu jener Zeit war in den Berufsschulen die 1 die Bestnote, die 5 die schlechteste. Mit ihrer Note war die Siegerin gleichzeitig auch beste KV-Absolventin des Kantons und wurde wie es sich gehört mit Blumen und Geschenken bedacht. Nachdem eine weitere Kandidatin – vielleicht waren es auch zwei – mit einem absoluten Spitzenresultat an den Platz entlassen wurde, rief man am Mikrophon offenbar meinen Namen in den Saal. Dies hörte ich nicht. Einerseits wegen zunehmender Unruhe im Saal, und andererseits weil ich mich selbst in eine Plauderei mit Tischnachbarn verwickelt hatte. Von allen Seiten rief man mir nun zu, dass i c h gemeint sei. Ich war völlig perplex, hatte ich doch

auch in meinen kühnsten Träumen nicht damit rechnen können, so früh aufgerufen zu werden. Ich konnte es nicht glauben, dachte an einen üblen Scherz, und blieb einfach sitzen. Erst nachdem man mich über das Mikrofon erneut aufforderte nach vorne zu kommen, schritt ich völlig verdattert zu den Herren vorne im Saal. Man beglückwünschte mich zur Gesamtnote 1,3. Nervös und erfreut zugleich nahm ich das Diplom und einen Umschlag entgegen und eilte etwas verlegen an meinen Platz zurück, wo ich von allen Seiten Gratulationen entgegen nehmen durfte. Ich hatte die Prüfung nicht nur geschafft, sondern gleich auch noch mit diesem unglaublichen Resultat! Ich konnte es kaum fassen. War es vielleicht doch der Liebe Gott, der während der Prüfungszeit meine abendlichen Bitten um Beistand erhört hatte?

Zu später Stunde ging's mit dem Schiff wieder zurück. Schulkamerad Adolf Meier hatte bei sich zuhause in Männedorf für uns die Scheune her gerichtet, und die ganze Klasse eingeladen bei ihm ausgiebig zu feiern. Eine Kollegin war leider nicht dabei: Irène aus Stäfa, deren Vater Lagerchef bei Mettler war und die ihre Lehre bei der Gemeinderatskanzlei Stäfa absolvierte. Sie war im Fach Buchhaltung durchgefallen, was mir wirklich sehr leid tat und was ich kaum glauben konnte, denn Irène hatte ein phänomenales Zahlengedächtnis. Noch nie in meinem Leben habe ich einen Menschen mit einer solch unglaublichen Gedächtnisleistung erlebt. Irène konnte beispielsweise einen grossen Parkplatz abschreiten, sich sämtliche parkierten Autos mit dem zugehörigen Kontrollschild merken und später wiedergeben. Oder eine Seite im Telefonbuch durchsehen und sich danach abfragen lassen – sofort oder Monate später, egal in welcher Reihenfolge. Unglaublich! Als sie noch während der Lehre die Kantonspolizei aufgrund eines Geschehnisses mit ihrer Gabe verblüffte, bot man ihr dem Vernehmen nach gleich eine Stelle nach Abschluss der Lehre an. Was aus ihr geworden ist entzieht sich leider meiner Kenntnis.

Auch meine Lehrfirma war hoch erfreut ob dem guten Resultat und drückte dies

nicht nur mittels eines Briefes aus, sondern zeigte sich auch erkenntlich indem sie mir einen Swissair-Flug nach Genf schenkte. Und als Präsent vom KVZ, dem Kaufmännischen Verein Zürich, durfte ich mir ein Buch nach freier Wahl auslesen. Die Wahl, „Mein Name sei Gantenbein“ von Max Frisch, hatte ich schnell getroffen, da ich während des dritten Lehrjahres vom gleichen Autor den „Stiller“ gelesen hatte und von diesem Buch völlig begeistert war.

Als mein Prüfungsergebnis im „Freisinnigen“, dem heutigen „Zürcher Oberländer“ zu guter letzt gar noch publiziert wurde, da dachte ich wieder zurück an meine Sekundarschulzeit und vor allem an die Aussagen von Lehrer Pfenninger, der meinte, dass ich wohl keine Lehrstelle finden würde, und schon gar keine kaufmännische. Und es kam mir sein Angebot wieder in den Sinn, dass wenn man mich nirgends wolle, ich ohne weiteres nochmals ein Jährchen bei ihm verbringen dürfe. Nun war es anders gekommen. Stolz und auch eine Art Schadenfreude erfüllten mich. Von Stolz erfüllt war aber auch Mami und – ohne dass er es offen zeigen konnte – auch Papi. Wochenlang haderte ich mit mir, ob ich den Zeitungsausschnitt Herrn Pfenninger schicken sollte. Ich tat es nicht. Vielleicht hatte er ihn ja auch gelesen und sich dabei einige Gedanken gemacht. Vielleicht waren ihm seine Aussagen auch wieder in den Sinn gekommen, und vielleicht war ihm dabei bewusst geworden, wie unfair er mich seinerzeit behandelt hatte. Etwas aber muss hier der Gerechtigkeit wegen erwähnt sein. Die Tatsache nämlich, dass ich während der Sekundarschule weder interessiert noch fleissig war, ganz im Gegensatz zur Lehrzeit, wo in den Zeugnissen unter der Rubrik „Fleiss“ bei sämtlichen Fächern die Note 1 eingetragen war. „Ohne Fleiss kein Preis“ pflegten meine Eltern immer wieder zu sagen. Einsatz und Ergebnis in der Berufsschule haben gezeigt, dass dieses Sprichwort seine Richtigkeit hat. Mein Einsatz hatte sich also gelohnt. Eine grosse Gefahr besteht allerdings darin, dass der Mensch sich gerne auf dem Erfolg ausruht.

44

K ä g i Hans geb. 29. Juli 1945 von Hinwil

HAT AN DER KAUFMÄNNISCHEN LEHRABSCHLUSSPRÜFUNG FOLGENDE NOTEN ERHALTEN:

PFLICHTFÄCHER					
Praktische Kenntnisse und Branchenkunde				1	
Muttersprache: a) Sprachübung	1				
b) Aufsatz	1.5				
c) Korrespondenz	2	1.5			
Rechnen			1.5		
Buchhaltung			1		
Fremdsprache <i>franz.</i>			2.3		
Stenodaktylographie:					
Stenographie <i>120</i> Silben	1				
Maschinenschreiben	1	1			
Handschrift und Darstellung			1		
Rechtskunde	1.3				
Wirtschaftsgeographie	1.5				
Wirtschaftskunde	1.2				
Staatskunde	1	1.2			
Total			10.5		
<b>SCHLUSSNOTE</b>			1.3		

WAHLFÄCHER					
Weitere Fremdsprachen:					
Stenographie in der Fremdsprache		Silben			
Verkaufskunde in der				-Branche	

DAS FÄHIGKEITSZEUGNIS WURDE ERTEILT

Horgen, 9. April 1965

FÜR DIE KREISKOMMISSION

Der Präsident: 
Der Sekretär:

Diesem Notenausweis kann man entnehmen, dass das Ergebnis im Fach Französisch nicht ins Notenbild passt. Selbst der monatelange von der Lehrfirma angeordnete Privatunterricht bei Monsieur Fleury in Rüti konnte daran nicht allzu viel ändern.

**Kaufmännische  
Lehrabschlussprüfungen**

Auf Grund der Lehrabschlussprüfungen 1965 in den Bezirken Horgen und Meilen (Schlussakt am 9. April 1965 in Wädenswil) konnten von 124 Kandidaten der kaufmännischen Branche 120 diplomiert werden. Der Notendurchschnitt steht mit 1,82 genau so hoch wie im Vorjahr. 29 Kandidaten (23 Prozent) mit der Gesamtnote von 1,1 bis 1,5 gingen — sportlich gesehen — unter die Medallengewinner. Die schlechteste Durchschnittsnote (2,14) erbrachte das Fach «Buchhaltung».

Von den 84 geprüften Jungverkäuferinnen kamen 82 über alle Prüfungsklippen hinweg. Der Notendurchschnitt verbesserte sich im Vergleich zum Vorjahr von 1,98 auf 1,88. 18 Kandidatinnen (22,5 Prozent) kamen mit Notendurchschnitten von 1,1 bis 1,5 in die Ränge.

Erfolgreiche Kandidaten aus dem Grenzgebiet des Oberlandes: Kaufleute: Hans Kägi, Wolfhausen, Note 1,3 (Lehrfirma Mettler, Instrumente, Stäfa). Annemarie Schweizer, Hombrechtikon, Note 1,5 (Turmix AG, Küsnacht). Christine Demuth, Hombrechtikon, Note 1,5 (Ventilator AG, Stäfa). Verkäuferinnen: Lydia Käch, Hombrechtikon, Note 1,3 (E. Hümm Mercerie, Küsnacht).

-ö-

Selten im Leben hat mich etwas so gefreut wie diese Publikation im „Freisinnigen“.

## Zwischen Lehre und Rekrutenschule

Am 23. April 1965 ging meine Lehre offiziell zu Ende, und bereits auf den 12. Juli hatte man mich in die Rekrutenschule aufgeboten. Um nicht schon während der Zeit der Abschlussprüfungen oder gar am Ende der Lehre in aller Eile eine Stelle suchen zu müssen, bot die Firma Mettler allen Lehrlingen einen bis Ende Rekrutenschule befristeten Anstellungsvertrag an, also für eine zehnwöchige Tätigkeit und danach 17 (!) Wochen – bezahlten – Militärdienst. Das während der Rekrutenschule leicht reduzierte Gehalt war natürlich sehr willkommen. Es handelte sich hierbei um einen äusserst grosszügigen Goodwill – sinnbildlich für den ausgezeichneten Ruf des Unternehmens. Es wäre ganz sicher nicht einfach gewesen, einen Arbeitgeber zu finden, der jemanden kurz vor einer derart langen Wehrdienstleistung angestellt hätte. Aus prinzipiellen Gründen durften frisch gebackene Berufsleute nicht bei Mettler bleiben, ausser – eben – bis Ende der RS. Mettler begründete dies wie folgt: Nach Ende der Lehrzeit soll jeder junge Mensch noch bei mindestens einem anderen Arbeitgeber „Luft schnuppern“ und schauen wie es in einem anderen Betrieb zu und her geht. Man unterstrich aber, dass man dies im reinen Interesse der jungen Leute mache, da der Ausbildungsbetrieb kaum bessere Berufsleute einstellen könne als solche die man selbst ausgebildet habe. Und man versicherte uns, dass wir uns nach kürzerer oder längerer „Wanderzeit“ jederzeit melden könnten und mit offenen Armen empfangen würden. Dem konnte man absoluten Glauben schenken, herrschte zu jener Zeit doch grosser Arbeitskräftemangel, der es schwierig machte qualifizierte Arbeitskräfte zu finden. Vom grosszügigen Überbrückungsangebot machte ich natürlich gerne Gebrauch, und erhielt so Gelegenheit, in den folgenden Wochen in der Verkaufsadministration an der Militärstrasse in Zürich meine ersten Sporen als kaufmännischer Angestellter abzuverdienen.

Da ich noch Ferien zugut hatte, erachtete ich es als sinnvoll, diese wieder einmal bei meinen Verwandten in Deutschland zu verbringen. So weilte ich denn in der

Zeit von Ende April bis Anfang Mai – wie schon im Oktober 1962 – vorwiegend in Wuppertal bei einer der Schwestern von Mami, der Familie Grete und Karl Dowidat mit Tochter Christel. Ein- oder zweimal durfte ich auch beim Bruder meiner Mutter, der Familie Walter und Lilo Hegmann in Solingen nächtigen. Nebst vielen Stunden, die ich während des Aufenthaltes mit Cousine Christel verbrachte, erinnern mich Fotos an zwei besondere Ereignisse: an einen Besuch des Rotterdammers Hafens mit Cousin Bodo und einem seiner Kollegen sowie an eine Hochzeitsfeier einer Verwandten in Solingen. Zu dieser Hochzeitsfeier, die zufälligerweise just während meines Aufenthaltes – nämlich am 4. Mai 1965 – stattfand wurde ich spontan eingeladen. Es war Tante Grete, die Schwester meines Vaters, die sich in zweiter Ehe mit Willy Bach verheiratete. Der gesellige Teil fand im engeren Familienkreis zuhause bei den frisch Vermählten statt. Ein einfaches aber fröhliches Beisammensein, bei dem auch die Mutter unseres Vaters, also unser Grosi, mitfeierte.

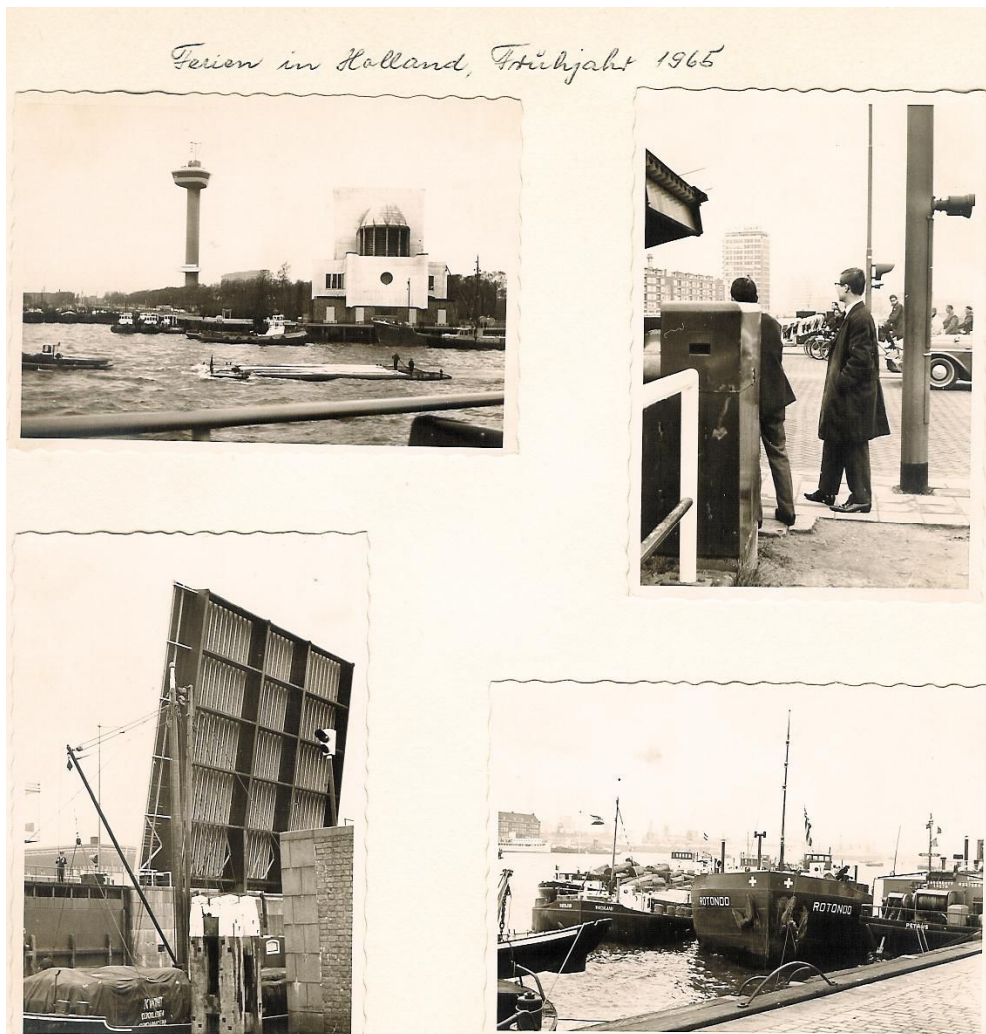
Nach der Rückkehr aus Deutschland entdeckte ich in unserer Tageszeitung ein Inserat der „Akademikergemeinschaft für Erwachsenenfortbildung“. Schnell entschlossen füllte ich den Interessenten-Coupon aus und sandte ihn an das Unternehmen. Und schon am 4. Juni, also rund einen Monat vor Antritt der Rekrutenschule, meldete ich mich – mit der aus rechtlichen Gründen noch nötigen Unterschrift von Papi – für die Vorbereitung auf die Handelsmatur im Fernunterricht an. Eigentlich etwas unüberlegt – musste ich später ehrlicherweise zugeben. Aber es zeigte meinen seinerzeitigen Ehrgeiz und meinen Willen, mich weiterbilden zu wollen. So sass ich denn bis zum Beginn der Rekrutenschule abends und an den Wochenenden beinahe jede freie Minute über den Lehrheften, den so genannten AKAD-Lektionen, auf deren lindengrünen Seiten der Lernstoff auf packende Art und Weise dargeboten wurde. Ich war von der Methode des Selbststudiums begeistert und lernte voll Enthusiasmus, oft bis tief in die Nacht hinein. Und dies alles neben meiner Tätigkeit als kaufmännischer Angestellter im Mettler-Verkaufsbüro an der Militärstrasse in Zürich.



Cousine Christel Dowidat



„Unter der Laterne“ in Wuppertal



Einige Bilder von unserem Ausflug in den Hafen von Rotterdam NL





Hochzeitgesellschaft am 4. Mai 1965. **Unten**, von links: Grosi Kägi, Tante Lini (Tochter von Grosi), unbekannt, Gitte (Tochter von Lini), Liane (Tochter von Grete). **Oben**, von links: Onkel Karlheinz (Gatte von Lini), das Hochzeitspaar Tante Grete (Tochter von Grosi) und Willi Bach, ich, unbekannt (vielleicht Sohn von Lini), Christel (Tochter von Grete), (unbekannt, wahrscheinlich Gatte von Christel).

8 | 15 | 22 | OHH  
alte Karte

Name: Kägi Hans Walter  
 Strasse: Rosenberg  
 Ort: 8633 Wolfhausen

Vorbildung: Sek., Berufsschule  
 geb.: 29.7.45 Beruf: kaufm. Angestellter  
 Anmeldedatum: 4.6.65 Vater unterschrieben  
 Typus: Handelsmatura / Probe /  
 Versandinstr.: Normal

Bemerkungen: **Neuer Preis**

Zahlungen - Versand						M.	M.
A	Zahlung	Versand	A	Zahlung	Versand	M.	M.
a	26.68 47	8. JUNI 1965	n			M.	M.
b	11.12 47	18. Dez. 1965	o			Korr.: 29.12.65 4 9.7.66	
c	28.16 47	8. Jan. 1966	p				
d	12.3 47	8. Feb. 1966	q				
e	29.3 47	8. Mrz. 1966	r				
f	30.4 47	8. Apr. 1966	s				
g	prov ab 9.9.65	19.9.66	t			Zahlung	Versand
h	best.	27.9.66	u			11.12.65 18,-	16.12.65
i			v				
k			w				
l			x			11.12.65 18,-	16.12.65
m			y			Schülerausweis:	

Schülerkarte für Handelsmatura. Für die Anmeldung musste der Vater zusätzlich unterschreiben, da ich am 4. Juni 1965 noch nicht ganz 20 Jahre alt war.

## **Einrücken in die RS**

Am 12. Juli 1965 war es dann so weit: es hiess „Einrücken in die Rekrutenschule“. Der äusserst frühzeitig zugestellte postkartengrosse „Marschbefehl“ ermöglichte eine Gratisfahrt mit den öffentlichen Verkehrsmitteln vom Wohnort an den Einrückungsort, also nach Payerne. Da diese Ortschaft nicht nur im entfernten Waadtland liegt, sondern – zumindest zu jener Zeit – bahntechnisch auch noch an einer Nebenlinie, bedeutete dies für mich eine „halbe Tagreise“. Zuerst musste ich ja mit dem Bus der VZO nach Feldbach, Stäfa oder Bubikon gelangen. Dann weiter mit dem Zug nach Zürich-Hauptbahnhof und von dort via Bern und Fribourg nach Payerne – allerdings nicht ohne vorher noch einmal umsteigen zu müssen. Danach war zwar die Reise zu Ende, noch nicht aber das Ziel erreicht, denn nun musste man noch ein rechtes Stück zu Fuss zurück legen, um zur am Dorfrand gelegenen Flab-Kaserne zu gelangen. Wer übrigens, wie ich, bei der Fliegerabwehr die Rekrutenschule absolvierte, hatte vom Weg her eigentlich noch Glück, denn jene Rekruten, die beim Flugbetrieb Dienst leisteten, hatten in die noch fast einen Kilometer weiter entfernte Flieger-Kaserne einzurücken.

Da standen wir denn alle erwartungsvoll versammelt vor dem Treppenaufgang zur Kaserne. Wir, die zwanzigjährigen Jünglinge in unseren sommerlichen Zivilkleidern, welche in wenigen Stunden für die Dauer von 17 Wochen nicht mehr benötigt wurden. Mitgebracht hatte man im Koffer – getreu der mit dem Marschbefehl erhaltenen Liste – das Turnzeug und das Pyjama, zusätzliche Unterhosen und Unterleibchen sowie Utensilien für die Körperpflege. Auch Socken hatte man eingepackt, dicke und dünne, selbstverständlich in den militärisch geduldeten Farben schwarz, dunkelgrau oder dunkelgrün.

Noch draussen auf dem Exerzierplatz mussten – oder durften – jene vortreten, die im Besitze eines Führerausweises waren. Diese erhielten später das Privileg einer zusätzlichen Spezialausbildung als Motorfahrer. Anschliessend wurde die

männliche Ansammlung nicht etwa wie in Schulen üblich in Klassen, sondern erst einmal in Batterien eingeteilt und diese dann in Züge und die Züge wiederum in Gruppen. Batterien? Ja, so heissen die Kompanien bei der Fliegerabwehr. Mich ordnete man einer Gruppe des 4. Zuges der Batterie 1 zu. Nach einem rudimentären Zimmerbezug und einem ersten Überblick über die Örtlichkeiten schlenderte man zugswise hinter die Kaserne zum Fototermin. Die „Flab. RS 232“ hatte begonnen.

Danach und auch noch am nächsten Tag folgte – nach straffem Ablaufplan – das Fassen der persönlichen Ausrüstung, unter anderem bestehend aus zwei langen Hosen, zwei Kitteln, umgangssprachlich „Vareuse“ und armeesprachlich „Waffenrock“ genannt, zwei Feld- beziehungsweise Police-Mützen – alles tannennadelfarbig und filzig wirkend – auch der Wintermantel mit Einknöpffutter. Dazu gab's dicke graugrüne Wollhemden, zwei schwarze Krawatten, zwei lederne Leibgurten – Ceinturons genannt. Zu fassen waren im Weiteren ein Stahlhelm, ein Rucksack und ein Effektensack, ein Brotsack, eine Feldflasche mit Becher und das Kochgeschirr, also die „Gamelle“. Ferner Gamaschen, Mannsputzzeug, Schuhputzzeug und Achselpaten mit Farbstreifen zur Erkennung der Einheitszugehörigkeit, eine ABC-Schutzmaske, kurz „Gasmask“ genannt. Am meisten Eindruck machte mir aber, als ich ein Bajonett mit Scheidentasche und das mit der Nummer 407105 auf meinen Namen eingetragene Sturmgewehr entgegen nehmen durfte, konnte oder musste. Die Gewehrnummer musste dann umgehend auswendig gelernt werden und jederzeit in sekundenschnelle genannt werden können. Abgegeben wurde auch eine immer um den Hals zu tragende persönliche Erkennungsmarke – in der Umgangssprache „Grabstein“ genannt – und eine so genannte „Graue Identitätskarte“, im Dienstbüchlein eingetragen mit „leihweise“ (!). Abgebende Stelle für diese Graue ID und den Grabstein war – ebenfalls gemäss Dienstbüchlein – der „Chef des Personellen der Armee“, offenbar persönlich. Nicht für alle hatte es im Zeughaus passende Kleider. Für den Zwei-Meter-Hünen Hirsig beispielsweise mussten Hosen gefertigt und für

mich in einem anderen Zeughaus eine Mütze für meinen offenbar unmilitärisch kleinen Kopf organisiert werden.

Bereits am ersten Tag, und noch bevor wir Rekruten fertig ausgerüstet waren, begann man auf dem Kasernenhof mit dem Exerzieren. Weil die hohen Schuhe noch nicht ausgefasst waren, exerzierte man halt einfach in den zivilen Halbschuhen, was – zumindest von der vorgeschriebenen schwarzen Farbe her – das Gesamtbild der Truppe nicht gross störte. Wahrscheinlich mochten einzelne Offiziere schlicht nicht warten bis sie den ihnen anvertrauten Trupp in der Weltgeschichte herum jagen konnten. Vielleicht wollte man damit aber auch möglichst schnell allen klar machen, dass es sich hier nicht um ein Gratis-Ferienlager handelt. Damit beim Exerzieren das Getrampel besser hörbar wurde, konnten schon am Morgen des zweiten Tages die Marschschuhe in Empfang genommen werden. Zum guten Glück solche mit Gummisohlen, und nicht die mit Nägel bestückten ledersohligen, wie ich sie von der Ausrüstung meines Vaters her kannte. Anschliessend erhielten wir eine gute halbe Stunde Zeit um das Leder der äusserst robusten Schuhe nicht nur mit schwarzem Fett einreiben sondern intensiv massieren und kneten zu können. Dies in weiser Voraussicht auf das was da dereinst auf uns zukommen würde. Wer es nicht so genau nahm, büsste das spätestens beim ersten grossen Marsch mit geschundenen Füessen und geplatzten Blasen an den Fersen. Einige Kameraden wussten übrigens – woher auch immer – dass sich Blasen vermeiden liessen, wenn man unter den Wollsocken den Fussteil eines Damen-Nylonstrumpfs trage.

An einer im Laufe des Nachmittags einberufenen Theorielektion wurden wir dann vom Batterie-Kommandanten – kurz Bttr. Kdt. –, Herrn Oberleutnant Krämer, über den groben Ablauf der Rekrutenschule informiert. Von ihm erfuhren wir, dass der erste Teil der Ausbildung im Kasernenareal stattfinden würde. Und dass wir uns in einem zweiten Teil „im Felde“, also ausserhalb der Kaserne, dem Infanterie-Gefechtsschiessen sowie Manöver-Übungen widmen würden. Danach werde

man mit den Kanonen zum Scharfschiessen ins Wallis dislozieren. Für den letzten Teil der Rekrutenschule kehre man schliesslich wieder in die Kaserne zurück.

Im Laufe dieser Informationsveranstaltung fragte uns der Btr. Kdt., ob wir wüssten, weshalb wir eigentlich hier seien. Selbstverständlich wussten wir das: Wir sind hier, weil wir, wie alle jungen Schweizer, zu dieser Ausbildung einberufen worden sind, weil es eine unserer Bürgerpflichten ist und weil wir einfach all das lernen müssen was ein Soldat können muss. Etwa so lauteten unsere Antworten. „Ich sage euch nun, wozu ihr wirklich hier seid“ meinte Oblt. Krämer darauf. „Ihr seid – ganz einfach gesagt – hier, um lernen zu töten.“ Mich, und wohl den meisten von uns jungen Männern, durchzuckte ein ungutes Gefühl. Ja, eigentlich hatte der Oberleutnant Recht. Nur zu hoffen, dass in der Schweiz nie ein Krieg ausbricht ...

Im Laufe des Nachmittags wurde uns auch beigebracht, wie das Kantonement, also unser Grossraumschlafzimmer, einzurichten war: was genau im metallenen Garderobekasten neben dem Bett zu verstauen ist, und was genau auf den beiden Brettern, die über die ganze Zimmerlänge über dem Kopfteil der Betten prangte. In die Garderobekasten gehörten beispielsweise alle Kleider, also jene der persönlichen Ausrüstung und die zivilen Wäschestücke. Der Rucksack und alle andern Utensilien waren auf den Brettern zu „planggen“, so auch das Zahnglas mit dem darin stehenden Zahnbürsteli, welches in die vorgegebene Richtung zeigen musste. Der Spruch „alle Zahnbürsten nach links“ scheint also militärischen Ursprungs zu sein. Die Gegenstände die auf die Bretter gehörten mussten nicht nur exakt ausgerichtet in einer vorgegebenen Reihenfolge dort aufgereiht werden, sondern durften keinen einzigen Millimeter über deren Rand hinaus „lampen“. Dies wurde vom Feldweibel von Zeit zu Zeit mit einfachstem Mittel kontrolliert: Er nahm sein Bajonett und fuhr mit dessen aufrecht gehaltener Klinge entlang der Bretterkante. Was vorstand lag danach auf dem Bett oder dem Boden und musste von uns wieder fein säuberlich neu aufgeschichtet werden



Einrückungstag: 4. Zug. Ganz rechts: Kpl. Borloz. Vierter von rechts (mit Sonnenbrille): Kan.-Rekrut Kägi. Der Fünfte von links (Fredi Fischli) wurde übrigens 1975 mein Kdt.

Mannschaftsausrüstung			
Gefasst im Jahr:		1965	
	Anzahl oder Nr.	Anzahl oder Nr.	Anzahl oder Nr.
<b>a. Erste Fassung, Wiederausrüstungen, Nachfassungen**</b>			
Sturmgewehr (leihweise)	Nr. 407/85		
Karabiner, Gewehr	Nr.		
Pistole, Revolver	Nr.		
Dolchbejonett	1		
Soldatenmesser	1		
Leibgürt, Feldgürt*	1		
Bajonettscheidetasche	1		
Patrontaschen, Patronenbandelier*	1		
Einfacher Tragriemen	1		
Stahlhelm, Sturzhelm* mit/ohne* Nackenschutz (leihweise)	1		
Mütze für höh. Uof.	1		
Feldmütze, Quartiermütze*	1		
Waffenrock mit/ohne* 2 Krawatten	1		
Lange Hose	49/72 2		
Reithose, Fahrhose f. Rdf.*			
Mantel mit Einknopffutter	1		
Kaput mit/ohne* Krawatte			
Lederstulpen, Ledergamaschen, Wadenbinden*	Paar		
Rucksack, Tornister*	1		
Brotsack, Brotbeutel*	1		
Feldflasche m. Becher, Kochgeschirr und Eßbesteck	1		
Mannsputzzeug	1		
Anstreichbürste mit Futteral	1		
Koffer	Nr.		
Fahrrad mit Rahmentasche	Nr.		
Schriftentasche aus Leder/Segeltuch*			
Ausgangsregenmantel	1		
Hörapparat	1		
AUSGANGSLEDERGURT	1		
ABC-Schutzmaske 74 (leihweise)	1		
<b>b. Zusätzliche Abgabe an Unteroffiziere</b>			
Gefasst im Jahr:		1966	
	Anzahl oder Nr.	Anzahl oder Nr.	Anzahl oder Nr.
Signalpfeife mit Schnur			
Sporen, schwarz	Paar		
Musikinstrument	Nr.		
Hörschutzgeräte Mod. KTA/Selectone/RF 58/86	Paar 1		
Erkennungsmarke			
Identitätskarte (leihweise)			
Sanitätstasche	Nr.		
Labeflasche			
Arztstasche	Nr.		
Busssole (leihweise)			
A. Rechenschieber	3		
Uniformhemd	2		
Krawatte zum Uniformhemd	2		
Brillengläser z. Gasmasken m. Fassung und Büchse (leihweise)	2	Elda. Waffenfabrik	
Taschenmunition (leihweise)			
<b>b. Zusätzliche Abgabe an Unteroffiziere</b>			
Gefasst im Jahr:		1966	
	Anzahl oder Nr.	Anzahl oder Nr.	Anzahl oder Nr.
Pistole	Nr. 106278		
Dolch mit Schlagband f. höh. Uof.	Nr. 189386		
Feldgürt und Gabeltragriemen	1		
Mütze für höh. Uof.	49/72 1		
Feldmütze	1		
Waffenrock (leihweise)	1		
Koffer	Nr.		
Schriftentasche Ord. 33	1		
Signalpfeife mit Schnur	1		
Sporen, blank	Paar 1/48		
Trikothemden 74	2		

\*) Zutreffendes unterstreichen.  
 \*\*) Nachfassungen sind in der Kolonne der 1. Fassung oder der letzten Wiederausrüstung einzutragen.

\*) Zutreffendes unterstreichen.

## Kasernenleben

Die erste Hälfte der Rekrutenschule spielte sich vorwiegend im Kasernenareal und in der näheren Umgebung ab. Wichtigstes Ausbildungselement in einer ersten Phase war das Erlernen des militärischen Grundverhaltens, die so genannte „Grundschulung“. Dabei ging es insbesondere darum, die „Ruhn!-Stellung“ und die „Achtung!-Stellung“ mit der geforderten Zackigkeit und Präzision einzuüben.

Bei der Ruhn!-Stellung war – sofern man keine Waffe in Händen hielt – darauf zu achten, dass man aufrecht und ruhig stand, und zwar exakt frontal zum Vorgesetzten. Mit der rechten Hand musste die geschlossene linke umfasst werden, und zwar v o r dem Handgelenk. Der rechte Fuss hatte seinen Standort beizubehalten, während der linke etwa um Fusslänge seitwärts zu stellen war. Das Körpergewicht musste auf beide Füsse gleichmässig verteilt sein. Genau so!

Die Vorgaben für das „Achtung! – Steht!“ waren schon etwas komplizierter, denn diese Stellung war – wie im Reglement 51.19 d der Schweizerischen Armee vom 1. Mai 1963 beschrieben – gekennzeichnet durch „die präzise Form, die aufgerichtete, gestreckte und ausgewogene Haltung und die Unbeweglichkeit“. Auf das Vorbereitungskommando „Achtung!“ war vom Rekrut das Folgende gefordert: „Gewicht unmerklich auf das rechte Bein verlegen. Das linke Knie lockern, den linken Absatz etwas anheben. Allenfalls Blick und Kopf geradeaus richten. Arme und Hände unverändert lassen. – Dann auf Ausführungskommando „Steht!“: Körper strecken. Den linken Absatz schnell an den rechten bringen; Fusswinkelöffnung 60°. Arme kräftig anziehen, strecken, Bajonett zurückschieben. Kopf natürlich tragen, Nacken strecken, Kinn leicht anziehen. Schultern gleichmässig senken und leicht zurücknehmen, Brust wölben, Becken nach vorne schieben. Knie durchdrücken. Hände strecken. Finger schliessen, Daumen anlegen. Mittelfinger auf Hosennaht. Handgelenke und Handflächen seitlich an die Oberschenkel gut anlegen.“ – Hatte man das Sturmgewehr dabei, war zusätzlich

Folgendes zu beachten: „Auf den Boden aufgestellte Waffe leicht nach vorne neigen. Waffe an die rechte Körperseite ziehen. Mit Daumen und gestreckten Fingern gut gefasst, bei gestrecktem Arm, seitlich an den Oberschenkel anlegen.“ In dieser Stellung war so lange zu verharren, bis einem vom Vorgesetzten das „Ruhn!“ erteilt wurde.

Im weiteren musste gelernt werden sich perfekt anzumelden: „Korporal, Kanonier-Rekrut X“ war die korrekte Form sich vorzustellen, wenn ein höher Rangierter – und das waren ja alle ausser uns Rekruten selbst – einem ansprach, oder wenn man einen solchen etwas fragen oder ihm etwas sagen wollte. Und zwar jedes Mal wenn man einen Pieps oder Paps von sich geben musste, durfte oder wollte; wie wenn der Korporal nicht gewusst hätte wie man heisst. So tönte es halt den ganzen lieben langen Tag und überall „Korporal, Kanonier-Rekrut Hadorn“, „Herr Lüttnant, Kanonier-Rekrut Füchslin“ oder „Herr Oberlüttnant, Kanonier-Rekrut Vo Gunte“. Wichtig war, dass die Anmeldung laut und deutlich und erst nach erfolgter Achtungstellung gesprochen wurde – nicht vorher und auch nicht gleichzeitig mit dem Zusammenschlagen der Schuhe. Danach wurde einem vom Offizier oder Unteroffizier das „Ruhn!“ erteilt, was einem zum weiteren Sprechen berechnigte. So, und nur so, musste es ablaufen, ansonsten das ganze Prozedere zu wiederholen war – wenn nötig mehrere Male. Einfach so lange bis es klappte. Schon in dieser ersten Ausbildungsphase wurde mir klar, weshalb eine Rekrutenschule ganze 17 Wochen dauern musste . . .

Da ich in der Achtungstellung offenbar immer dann leicht schief stand, wenn ich sie mit dem Gewehr in der Hand ausführen musste, befahl man mir eines Tages, den Bewegungsablauf am frühen Abend im Treppenhaus der Kaserne zu üben. So stellte ich mich, das Sturmgewehr neben dem rechten Schuh, vor den mannshohen Wandspiegel, der wohl extra für diesen Zweck zum Inventar des Treppenhauses gehörte, und übte wie mir befohlen reglementskonform diese in meinen Augen doch ein bisschen fragwürdige Tätigkeit. Achtung! – Steht! – Ruhn!,



Achtung! – Steht! – Ruhn!, Achtung! – Steht! – Ruhn, Achtung! – Steht! ... Immer wieder und immer wieder. Dabei musste ich mich selbst kontrollieren, da kein höher Rangierter Interesse hatte, seine offenbar kostbare Zeit mit solchem Zeugs zu verplempern. Nach mehr als einer halben Stunde durfte ich dann endlich zeigen was ich geübt hatte. Ein bisschen zufrieden war der Herr Leutnant schon – aber eben nicht ganz. Er meinte: „Irgendwiä stönd Sie da wie ‚nen Nussgipfel“. Das war ich mir zwar nicht bewusst; vielleicht wirkte ich mit meiner Körperlänge von rund einem Meter achtzig und meinen 69 Kilogramm etwas hager. Hing für gewöhnlich auch leicht vornüber. Aber krumm? Das schien mir nicht der Fall zu sein. Aber der Leutnant mochte, nur schon seines Dienstgrades wegen, „i Gotts Name“ Recht haben.

Nach dem morgendlichen Hauptverlesen war in der Regel Zugschule angesagt, und zwar für alle Züge gleichzeitig, also für die ganze Batterie. Kommandiert wurde diese – mit der Zeit beinahe vorführreife – Show von Kommandant Krämer persönlich. Begonnen wurde sie stets mit Befehlen wie: „Batterie – in Kolonnenlinie 1. Zug, 2. Zug, 3. Zug, 4. Zug – Sammlung!“ Dann erfolgte der Befehl „Richten!“, und wenn alles perfekt ausgerichtet war, der Befehl „Ruhn!“ Und weiter ging's mit „Gewehre vorhängen!“, „Gewehre umhängen!“, „Gewehre bei Fuss!“, „Gewehre unterhängen!“. Und so weiter. Nachdem die Gewehre vor-, um- oder untergehängt waren hatte man sich – konsequent der Körpergrösse nach – in einer Zweier-, Vierer- oder Achterkolonne aufzustellen, welche dann in höchstem Gehorsam nach den Befehlen des Oberkommandierenden Krämer auf dem Exerzierplatz herum stampfte. „Vorwääärts – marsch! ... Links – links – links - links, ...! ... Riichtung – rechts! ... Spiiitze – kurz! ... Riichtung – links! ... Geraadeaus – marsch! ... Zwoomal Riichtung rechts! ... Batteriiie – Haaalt!“. Und so weiter und so fort. Was für einen militärischen Sinn solche Zugschule macht, darüber ist doch müssig nachzudenken, immerhin hatte dieses halbstündige Formations-Getrampel einen gewissen spielerischen Charakter. Und es erforderte, insbesondere von den grossen Rekruten, eine gehörige Portion Konzentration, da

sie zuvorderst marschieren mussten. Die Kleinsten hatten da nicht viel zu überlegen. Zum guten Glück, denn sie waren, ihrer kurzen Beine wegen, intensiv damit beschäftigt, den Anschluss an die Vorderleute nicht zu verlieren. Dies gelang ihnen, weil sie ja auch noch das Marschtempo mithalten mussten, nur mit riesigen Schritten.

Wenn ich – trotz körperlicher Hochleistung während des Tages – ab und zu nachts nicht sofort einschlafen konnte, sah ich mich manchmal im Geiste, wie ich als Bube bei meinen beiden „Tanten“ Rosa und Anni Grimm in Hadlikon die Figürchen des Eile-mit-Weile-, des Hütchens- und des Leiterlspiels in Reih und Glied stellte. Und in andern Nächten sah ich im Halbschlaf die Soldaten des Trains, die mit ihren kratzenden Nagelschuhen durch unser Dorf marschierten, jeder sein Ross am Halfter führend – eine nicht enden wollende Kolonne. Jedes Pferd vor eine breite einachsige Karre gespannt, einheitlich ausgerüstet, zogen sie in perfekt ausgerichteter Formation über die Landstrasse. – Und auch an einen militärischen Vorbeimarsch erinnerte ich mich dann manchmal, dem ich als Bube beim Flugplatz Dübendorf beiwohnen durfte und der mich nachhaltig beeindruckte. Insbesondere fasziniert war ich am seinerzeitigen Defilee von jenem hohen Offizier, der, mit viel Gold am Hut, die gestreckte Hand unaufhörlich an der Schläfe hielt, während dem die behelmteten Wehrmänner und die nicht enden wollende Fahrzeugkolonne an ihm vorbei zogen. Alle Köpfe der steif, ja beinahe maschinell wirkenden Wehrmänner waren auf einen einzigen Punkt gerichtet: auf den Kopf – oder vielleicht den Hut – des strammen „Militärgottes“.

Perfekt ausgerichtete Formationen haben mich, wie erwähnt, schon als Kind unglaublich fasziniert. Und nach dem Defilee-Erlebnis hatte ich insgeheim gehofft, eines Tages als hoher Offizier, in eleganter Uniform und üppigem Gold am Hut, regungslos wie eine Statue die Ehrerbietung einer riesigen vorbei ziehenden Truppe geniessen zu können. Nun aber musste ich einsehen, dass dieser fromme Wunsch weit weg von jeglicher Realität zu liegen kam. Ernüchterung hatte den

Platz meiner Träume eingenommen.

Gar nichts mit Kolonnen oder Formationen – und schon gar nicht mit schnurgerade ausgerichteten – hatte der Technische Dienst, kurz TD genannt, zu tun, der wöchentlich an etwa zwei Nachmittagen auf dem Programm stand. Hier ging's vor allem darum, unsere Kanonen des Typs WF<sup>+</sup>38 in Einzelteile zu zerlegen und diese hernach wieder richtig zusammen zu setzen. In dieser „Disziplin“ schien ich anfänglich kein besonderes Geschick zu haben: Ausbauen und auseinander nehmen konnte ich die einzelnen Teile der von der Waffenfabrik Bern gebauten Fliegerabwehr-Kanone Modell 1938 schon – aber sie wieder zusammensetzen und einbauen? ... Ich nahm die Metallstücke offenbar „von Natur aus“ schon falsch in die Hände, und wusste erst recht nicht, wo – und schon gar nicht wie – sie wieder zu montieren waren. Der an sich sehr geduldige Korporal Kessler brachte es dann manchmal nicht mehr über sich meinem Geklütter länger zuzusehen und fragte jeweils sichtlich entnervt mit verzweifelter Stimme: „Kanonier-Rekrut Kägi, was mached Sie dänn da scho wider?“. Da das Zerlegen und Zusammenbauen über Wochen hinweg und bis zum Exzess trainiert wurde, beherrschte auch ich mit der Zeit die vorgegebenen Bewegungen blind und bis zum letzten Fingerdreh. Dies war enorm wichtig, weil wir ja letztlich für den Krieg übten, wo dereinst ja alles sehr schnell ablaufen müsste. Aber es war auch wichtig im Hinblick auf die zugsinternen „Wettkämpfe“, die nach fortgeschrittener Ausbildung im Kasernenareal ausgetragen wurden. Bei diesen waren die in ihre Teile zerlegten Kanonen von den einzelnen Gruppen zusammen zu bauen, eiligst fahrbereit zu machen und „à la Ben Hur“ mit höchstem Tempo um die Kaserne zu schieben. Zum Schluss waren die Geschütze am Ausgangsstandort dem Korporal „schussbereit“ zu melden. Selbstverständlich gab es dabei Sieger und Verlierer. Die Sieger wurden gelobt, erhielten vielleicht eine zusätzliche Pause, die Verlierer derweil eine zusätzliche Übungsgelegenheit.

Unter den Begriff Zugschule fielen auch die Drillstunden, die, wie der Name sagt,

nicht im Batterie- sondern im Zugverband durchgeführt, also vom Leutnant befehligt wurden. Diese Reaktionsübungen fanden auf der Kasernenwiese statt und wurden im Tagesbefehl auf die frühen Morgenstunden angesetzt – vielleicht um unsere während der Nacht aufgetankte Energie möglichst rasch verpuffen zu lassen. „Auf zwei Gliedern – Sammlung!“ So ging's jeweils los. Und weiter mit: „Richten! – Ruhn! ... Zwei Meter vortreten – Marsch! ... Zehn Meter links anhalten – Marsch! ... Haaalt! ... Zurück treten – Marsch! ... Haaalt! ... Liegen! ... Auf! ... Vortreten – Marsch! ... Haaalt! ... Richten! ... Ruhn! ... Zwanzig Meter rechts anhalten – Marsch! ... Zurücktreten – Marsch!“. Und so weiter. In immer kürzeren Intervallen erfolgten die Kommandi des Zugführers. Obschon sich der gehetzte Haufen bei diesem Drill beinahe das Herz zum Leib heraus rannte, war Leutnant Cagianut mit der Ausführungsgeschwindigkeit und insbesondere mit der Reaktionszeit nie zufrieden. Dies veranlasste ihn jeweils zu einer weiteren Steigerung der Tempovorgabe, was zur Folge hatte, dass man, während dem man sich auf den Boden warf, bereits wieder hätte aufgestanden sein müssen, oder während dem man nach rechts rannte bereits wieder hätte links sein müssen. Und so weiter. Insbesondere an den Montagmorgen, wo der kurze Wochenendurlaub statt zu Erholung zu Schlappeheit und Müdigkeit geführt hatte, unterbrach der Herr Leutnant erwartungsgemäss nach kurzer Zeit die Hatz-Übung, rief uns „zu mir!“ und gab seinem Missfallen Ausdruck mit den Worten: „Wenn tir meinit tir ghönnet schlaafe, so händ tir üüch tüüsch – i will üüch scho lärne“. Dann steigerte er nicht nur die Schärfe seines Tons, sondern erneut auch das Tempodiktat. „Liegen! – Auf! – Liegen! – Auf! – Liegen! – Auf! – ... !“. Leutnant Cagianut musste unverkennbar über eine sadistische Ader verfügen, die sich nirgends besser ausleben lässt als im Militär, wo Wehr(los)männer ja nicht flüchten können. „Schlauchen“ nannten wir diese Mischung aus Fitnessstraining, Schinderei, Hetzjagd und Schikaniererei, welche oft darin gipfelte, dass denen, die – vielleicht aus Gründen ihrer Konstitution – am langsamsten reagierten, befohlen wurde, sich nach dem Nachtessen „bim Kampfbahn-Hüsli hinde“ zu melden, um sich einem Sondertraining zu unterziehen. Ausgerechnet bei der Kampfbahn, die bei

manchem so unbeliebt war.

Verständlicherweise war die Kampfbahn bei vielen nicht nur unbeliebt, sondern gar gefürchtet. Zum Beispiel wegen der „Ladewand“, einer hohen Bretterwand, die nur mit viel Kraft in den Armen und Beinen und zugleich besonderer Technik zu überklettern war. Oder wegen der im Boden verlegten Zementröhren, die nur mit kräfteraubendem Robben durchkrochen werden konnten. Aber auch das von früheren Schulpausenplätzen her bekannte fünf Meter hohe Klettergerüst, das ausgerechnet als letztes Hindernis des Parcours zu bezwingen war. In der Regel war die Kampfbahn mit den schweren Militärschuhen an den Füßen zu bewältigen. Und selbstverständlich mit – je nach Hindernis – an-, um- oder vorgehängtem Gewehr; schliesslich bereitete man sich ja für den Ernstfall vor. Hin und wieder wurde die Zeit gestoppt. Da hatten logischerweise ausgerechnet jene mit der Bewältigung der Kampfbahn die grösste Mühe die auch die Langsamsten beim Exerzieren waren. Einige Rekruten litten unter solcher Schlaucherei, andere wiederum dachten, dass es ihnen „scheissegal“ sei was man von ihnen verlange, machten emotionslos einfach was sie konnten.

Ich selbst bezwang die Kampfbahn eigentlich ganz gerne, da ich konditionell keine Mühe hatte und den Parcours in der Regel problemlos bewältigte. Eines Tages aber wurde etwas befohlen, das später zum guten Glück nie mehr wiederholt wurde: Der Parcours musste von der einen Hälfte unseres Zuges in der gewohnten und von der andern Hälfte in umgekehrter Reihenfolge absolviert werden. Dies wäre eigentlich problemlos möglich gewesen, nur: durch die im Boden verlegten Röhren, deren Durchmesser eigentlich nur für den Durchschlupf eines einzigen Soldaten gedacht war, robbten die Rekruten diesmal aber von beiden Seiten gleichzeitig. Da ein Kreuzen selbst für Normalgewichtige beinahe unmöglich war, entstand bald einmal ein Stau. Jeder versuchte nun – sei's Bauch an Rücken oder Bauch an Bauch – am andern vorbei zu kommen, was den meisten nur mit grösster Anstrengung gelang. Der Sauerstoff in der Röhre wurde

knapp und knapper. Nichtsdestotrotz drängten mehr und mehr Rekruten in ihr Inneres. Einzelne schrien entnervt „Mached emal vorwärts!“ In der Mitte der Röhre packte mich plötzlich panische Angst und ich fürchtete ersticken zu müssen. Noch heute schaudert mich, wenn ich an dieses Ereignis zurück denke, und seither leide ich unter Platzangst.

Einer, der die täglichen Drills im Kasernenareal auf seine Art meisterte, war Kanonier-Rekrut Von Ballmos. Ihm war solches „Psychozeugs“ nicht nur egal, sondern es gelang ihm gar, cabaretreife Nummern daraus zu machen. Von Ballmoos war ein eher bedächtig wirkender Berner, dessen Eltern, wenn ich mich recht erinnere, in der Bundesstadt ein Molkereigeschäft betrieben. Da Rekrut Von Ballmoos die Befehle manchmal nicht korrekt ausführte – beispielsweise statt nach links nach rechts eilte – war für ihn ein so genannter „Einzelabrieb“ angezeigt, dem wir Rekruten jeweils genüsslich beiwohnen konnten. Auf das nun speziell ihm geltende Kommando „zurücktreten, marsch!“ eilte Von Ballmoos zwar korrekt vom Kommandeur weg, hielt dann aber, trotz des „Haaalt!“-Rufes nicht an und trottete einfach weiter. Irgendwann, ganz nach seinem Belieben, hielt er an, drehte sich um und fragte den Befehlshaber aus grosser Distanz, ob er genug weit entfernt sei. „Halt!“ habe er gerufen und zwar schon lange, schrie der Kommandeur dem Von Ballmoos zu, worauf dieser mit den Händen an den Ohren anzeigte, dass er nichts höre. „Zu mir“ schrie nun der Vorgesetzte, worauf Von Ballmoos zurück schrie, dass er nichts verstehen könne. Trottete unser Kamerad dann endlich in Richtung Befehlsgeber, und rief ihm dieser nun zu, er solle mehr Tempo machen, interpretierte Von Ballmoos dies als neues Kommando und rannte nun zügig in eine andere Richtung. Mit seinen Einlagen brachte er die Befehlsgeber oft an den Rand der Verzweiflung, uns Kameraden hingegen bot er damit immer wieder etwas humorvolle Unterhaltung in den sonst eher ernsten Alltag. Trotzdem landete Von Ballmoos nie im Arrest. Verständlicherweise, denn er führte die Befehle ja so gut aus, wie es sein Gehör offenbar zulies. Und schliesslich gab er ja sein Bestes.



Die Flab-Kaserne in Payerne VD mit Exerzierplatz, Nebengebäuden (links im Bild) und Ausbildungswiesen. Nicht auf dem Foto ist unter anderem die Kampfbahn.



**Unsere Flab Kan: WF\*38 (Waffenfabrik Bern, Modell 1938)**

Fliegerabwehr-Kanone 20mm, mit Dreibeinlafette und 2 ansteckbaren Transporträdern.  
400 Schuss pro Minute (theoretisch). Geschoss-Anfangsgeschwindigkeit: 1000m/s.  
Munitionsführung über seitlich angebrachte Gurtkasten mit 50 Schuss.

## Sehnlichst erwarteter Urlaub

Es gab Zeiten, wo wir Rekruten nichts sehnlichster erwarteten als den Urlaub. Dies war in jenen Wochen der Fall, in denen sich die Tätigkeiten häuften, die bei den meisten von uns – gelinde gesagt – nicht sonderlich beliebt waren. Die meisten dieser Aktivitäten waren Teil des Wochenplans. Beispielsweise die täglichen als „Reaktionsübung“ bezeichneten Drill-Stunden auf dem Kasernenareal. Oder längere Märsche mit Sturmgewehr und Vollpackung – mit allem also was zur so genannten Persönlichen Ausrüstung gehörte. Einmal fiel unserem „Oberbefehlshaber“ nichts Gescheiteres ein, als einen solchen Marsch gar bei sengender Hitze durchzuführen. Der Sommer 1965 galt übrigens als aussergewöhnlich heiss.

Zu den nicht von allen Rekruten geliebten Aktivitäten gehörten auch die kräfteaubenden Nachtmärsche, die einem zudem noch den dringend benötigten Schlaf raubten. Und auch die „ABC-Übungen“, bei denen wir lernten, uns vor den Folgen eines allfälligen Atom-, Biologie- oder Chemie-Angriffs zu schützen. Im Zentrum stand dabei die korrekte Handhabung der Gasmasken. Zumindest ich mochte diese Übungen gar nicht, obwohl ich anfänglich solchen „Gasmaskentügg“ – wie wir sie nannten – aufgrund einsehbarer Notwendigkeit noch eine gewisse Sympathie abgewinnen konnte. Eines Tages aber verwandelte sich diese in grossen Widerwillen. An eben jenem Tag knickte ein Kamerad zum Spass nämlich den Gummischlauch zwischen meinem Aktivkohlenfilter und meiner Maske, und schnitt mir so die Luft ab. Ich meinte ersticken zu müssen. Und da der Kamerad seinen dummen Scherz nicht sofort abbrach, versuchte ich in Panik den „Gasrüssel“ vom Gesicht zu zerren, was mir nicht gelang, da ich ihn mit den Riemchen korrekt, also satt am Kopf anliegend, montiert hatte. Erst als ich wild um mich schlug beendete der „Galöri“ schadenfreudig den Unsinn. Die Panik hielt allerdings noch eine ganze Weile an, und auch heute noch kann ich mich nur schwerlich überwinden irgendeine Maske überzustülpen.



Zu den unbeliebten Aktionen, die weder im Wochenplan noch im Tagesbefehl vorgesehen waren zählte der so genannte „Tenü-Fez“. Dabei ging es darum, nach Zeitvorgaben in den verschiedensten Ankleidungen auf dem Kasernenplatz zu erscheinen. Verursacht wurden solche „Modeschauen“ jeweils durch einzelne Rekruten, die nicht rechtzeitig beim Antrittsverlesen erschienen waren, weil deren Uhr beispielsweise nicht exakt mit der Kasernenuhr übereinstimmte, oder weil sie vielleicht aus Angst vor Strafe nochmals ins Zimmer zurück geeilt waren, um noch etwas Vergessenes zu holen. Ein verspätetes Erscheinen einiger Weniger konnte dann eben einen solchen „Tenü-Fez“ auslösen, eine Kollektivstrafe, die etwa so ablief: Nachdem der Oberleutnant bekannt gegeben hatte, wie viele Sekunden sich der zuletzt erschienene Rekrut verspätet hatte, nannte er das Tenü, in das man sich nun zu stürzen hatte sowie die dafür zur Verfügung stehende Zeit. Zur Auswahl gab's etwa das Tenü Ausgang, das Tenü Blau oder das Tenü Turnen, das Tenü Innerer Dienst oder das Tenü Theorie – und wie sie so alle hiessen. Auf Kommando stürmten die Rekruten, einer wild gewordenen Horde gleich, über den Hintereingang die Kasernentreppen hoch, um sich in der Unterkunft in die befohlene Kleidung zu stürzen. Dann rannte jeder so schnell er nur konnte wieder die Treppe hinunter, denn niemand wollte der Letzte, also derjenige sein, dessen Zeit erneut gestoppt wurde. Lag diese nämlich über der vorgegebenen Limite, so ging die Aktion einfach mit einem nächsten Tenü weiter, und daran wollte schliesslich niemand schuld sein. Die Zeitvorgaben waren – zumindest für die ersten Tenüwechsel – logischerweise derart knapp bemessen, dass sie schlicht nicht erfüllbar waren.

Es versteht sich, dass man in solchen Wochen den Urlaub besonders herbei sehnte. Wohl um diesen Drang zu verstärken, wurde in der Regel am Freitag oder gar in der Nacht auf den Samstag irgend eine strapaziöse Übung durchgeführt, welche uns noch kurz vor dem Urlaub die letzten Kräfte raubte. Jeweils am Samstag um die Mittagszeit war es dann endlich so weit: Nach Abgabe einer Zwischenverpflegung mit warmem Tee sowie den anschliessenden obligaten

Instruktionen über das Verhalten im Urlaub hiess es „abtreten!“. Danach verschob sich – mit wenigen Ausnahmen – die übermüdete Rekrutenschar im „Tenü Ausgang“ in Richtung Bahnhof Payerne. So schaffte man es denn, im Laufe des Nachmittags, spätestens aber vor dem Abendessen zu Hause zu sein. Eine positive Ausnahme galt für jene, die am Freitag-morgendlichen 300-Meter-Schiessen eine vorgegebene hohe Trefferquote erreichten; solche Rekruten durften zur Belohnung am Samstag bereits nach dem Frühstück die Kaserne verlassen. Ohne dieses Privileg lohnte sich die weite Reise für jene die – wie ich – relativ weit weg wohnten eigentlich gar nicht. Es war ja für lediglich eine einzige Nacht, die man ohnehin benötigte um dringend wieder mal ausschlafen zu können, und das konnten die freiwillig in der Kaserne Verbliebenen schliesslich. Und auch für deren kostenlose Verpflegung war gesorgt, da diese für das kommandierte Wachtpersonal ja ohnehin sichergestellt werden musste. Einzige Bedingung: Hatte man sich für ein Essen aus der Militärküche angemeldet, musste man dazu auch erscheinen, und zwar pünktlich. Ansonsten hatte man beinahe uneingeschränkte Bewegungsfreiheit, durfte also auch den üblichen Ausgangsrayon verlassen. Sicher war es etwas trist, am Wochenende in der fast leeren Kaserne zu hausen, andererseits fiel einem am Sonntag-Abend die Rückkehr in die Kaserne weniger schwer als jenen, die zu Hause von ihrer privaten Umgebung Abschied nehmen und sich wieder aufs Militärleben umstellen mussten. Übrigens: Für jene die weit weg wohnten kamen zur langen Reisezeit noch die nicht unbedeutenden Reisekosten hinzu. Armeeeingehörige in Uniform zahlten für das Billet zwar nur den halben Preis, aber dieser konnte das Budget des einen oder anderen Wehrmanns halt immer noch beträchtlich strapazieren. Da waren die Rekruten mit Wohnort Bern und Umgebung klar doppelt bevorteilt.

Vor jeder Entlassung in den Urlaub bläute man uns ein, dass die Heimreise in tadelloser Uniform erfolgen müsse. Wie heiss auch immer der Tag – weder der oberste Knopf des Hemdes, noch das Herumkrepeln der Ärmel war erlaubt. Tenü-Erleichterungen wurden ganz allgemein äusserst selten bewilligt. Auch in

der Freizeit musste die Uniform – glücklicherweise nur ausser Haus – getragen werden und zwar stets korrekt nach Dienstreglement. Ein Vorteil hätte das Tragen der Uniform in der Freizeit schon gehabt: man zahlte als „Militär“ nämlich fast überall nur den halben Eintrittspreis – nur: „grosse Sprünge“ konnte man in der kurzen Urlaubszeit ja gar nicht machen. Trotzdem war ich nicht ganz unglücklich die Uniform im Urlaub tragen zu müssen, denn ich zeigte mich überall mit einem gewissen Stolz, und auch viele Leute fanden offenbar Gefallen an den schneidigen Rekruten.

Am Sonntag holte mich – auf Geheiss von Mami – mein kleiner Bruder Peter jeweils kurz vor dem Mittagessen aus dem Tiefschlaf. Einmal benützte er dazu gar seine Trompete, was mir gar nicht bekam, da ich mich am Samstag-Abend noch mit Kollegen getroffen hatte und deshalb hoffnungslos übermüdet war. Trotzdem schätzte ich es jedes Mal, das Mittagessen gemütlich im Kreise der Familie geniessen zu dürfen, umso mehr als Mami dann immer ein ganz besonders feines Menü auftischte.



Im Urlaub. Auf dem Balkon mit Blick auf ein Personalzimmer des Restaurants „Rosenburg“ und mit Mami in der Stube. In der Ausgangsuniform, selbstverständlich perfekt gekleidet mit Police-Mütze, Vareuse, Krawatte und Dolch – alles perfekt zurechtgerückt.

## Bedrohtes Biwak

Ziel der Leichten Flab war es, wichtige Objekte der Infrastruktur einer Region vor Fliegerangriffen zu schützen, beispielsweise besondere Gebäude, Brücken, Strassen und Bahngeleise. Ein wichtiger Teil der Rekrutenschule bestand nun darin, uns in manöverähnlichen Übungen beizubringen, wie dieses Ziel im Kriegsfall umzusetzen wäre. Dabei galt für unsere Waffengattung das folgende Grundprinzip: sich nachts im Schutze der Dunkelheit in die Nähe des zu schützenden Objekts hin verschieben und sich dort so einrichten, dass man vor Tagesanbruch gut getarnt schussbereit ist. Welche Objekte zu schützen waren, wurde von irgendeiner übergeordneten Stelle bestimmt. So konnte es denn sein, dass sich die Flab-Truppe Nacht für Nacht an einen anderen Ort zu verschieben hatte. Tagsüber harrete man entweder einsatzbereit an den Geschützen oder aber – möglichst unsichtbar – in Deckung aus. Während solcher Manövertage logierte man anstatt in der „luxuriösen“ Kaserne halt irgendwo in einem Feld-, Wald- oder Wiesen-Biwak, oder bestenfalls in der Scheune eines Bauernhofes.

Eine solche Übung ist mir ganz besonders in Erinnerung geblieben: Da man an einem Montag so früh wie möglich im geplanten Einsatzgebiet sein wollte, dislozierte unsere Batterie bereits am Freitag in dessen Nähe. So liess man sich in einem Gelände nahe Château-d'Oex VD nieder, welches unser Kommandant zuvor erkundet hatte. Dieses befand sich unterhalb der Kantonsstrasse die von Gstaad nach Greyerz führt, an einer Stelle, wo sich die Saane tief in die Landschaft eingefressen hat. Ein schmaler steiler Wiesenweg führte hinab zu einer saftigen Wiese, an der das Flüsschen munter vorbei zog. Bäume, Stauden und Sträucher säumten die Ufer; ein sehr idyllischer Ort, einladend zum Campieren. Nicht ganz einfach war allerdings das Zu- und Wegbringen unseres Materials, da der Wiesenweg von Lastwagen nicht befahren werden konnte. So musste denn die gesamte Ausrüstung, das Zelt-, das Küchen- und Feldweibel-Material sowie einige Munition den steilen Hang hinunter geschleppt werden. Für

die Fahrzeuge und Geschütze wurde oben neben der Hauptstrasse ein Fahrzeugpark errichtet.

Nachdem am Freitag-Abend das Camp aufgebaut und in Betrieb genommen war und man die kulinarisch bescheidene Verpflegung aus der Gamelle eingenommen hatte, fand ein Hauptverlesen statt, an dem der Feldweibel die Kommandierungen bekannt gab. Unter anderem die Namen jener, die übers Wochenende Funktionen zu übernehmen hatten und somit im Lager zurück bleiben mussten. – Kurz darauf meldete sich Kamerad Von Ballmos bei mir und gab sich enttäuscht, dass man ausgerechnet ihn zur Sonntagswache „verknurrt“ habe, wo er doch so Sehnsucht nach seiner Freundin habe und diese auch nach ihm. Eben noch gestern Abend habe er mit ihr telefoniert und ihr seine Ankunft in Bern angekündigt. Sie hätten sich so sehr auf das Wiedersehen gefreut – und nun dies. Und dann fragte er mich, ob ich bereit wäre, diesen Wochenenddienst für ihn zu übernehmen; er würde mir dafür gerne etwas bezahlen. Spontan willigte ich ein, eine Entschädigung jedoch lehnte ich kategorisch ab. Für mich spielte es ja gar keine Rolle hier zu bleiben, denn es lohnte sich noch weniger als sonst, am Samstag-Nachmittag entlassen zu werden, um bereits am Sonntag-Abend wieder in ein solch gottverlassenes Camp einzurücken. So konnte ich einem Kameraden wenigsten einen Gefallen tun.

Zu bewachen war das Zeltlager sowie der Fahrzeug- und Geschützpark oben an der Strasse. Die Patrouillengänge zu zweit versprachen ein gemütliches und damit erholsames Wochenende zu werden. Was wir allerdings nicht ahnen konnten: Der Bauer dem dieses Landstück gehörte war kein Freund des Militärs. Dies erfuhren wir erst am Samstag-Vormittag von unserem Kommandanten, als dieser uns informierte, dass der Bauer drohe, uns mit allen Mitteln vertreiben zu wollen. Nervosität kam auf. Würde er gar mit einer Schrotflinte auf uns schießen? Als ein Gespräch zwischen Oblt. Krämer und dem Bauer kein Ergebnis brachte und der Bauer ankündigte, seine Kühe ins Camp zu treiben, erhielten wir den Befehl, die

Gewehre in den Zelten zu deponieren und – auch ungeladen – unter keinen Umständen zu benützen, also auch nicht zu Einschüchterungszwecken. Statt dessen mussten sich die Wache und das zurück gebliebene Küchenpersonal dicke Stecken beschaffen, die am Saane-Ufer reichlich vorhanden waren. So fühlte man sich gerüstet, die Kühe notfalls zurück zu treiben oder zumindest in Schach halten zu können. Eine gewisse Verunsicherung und Ratlosigkeit, wenn nicht gar ein wenig Angst vor dem was da auf uns zukommen könnte, machte sich breit.

Nachdem die Urlauber am Samstag-Nachmittag das Camp verlassen hatten, ging der Dienst habende Offizier in Begleitung eines Unteroffiziers zum Bauer rauf um mit ihm zu reden. Mit etwas mulmigem Gefühl blieben wir zurück, konnten nur hoffen, dass alles gut ausgehen würde. – Als die kleine Verhandlungsdelegation nach bald einer Stunde noch nicht zurück war, da ging ich mit einem Kameraden beim Bauernhaus oben nachschauen. Anders als erwartet bat uns die Bäuerin in die Stube. Da hockten sie an einem grossen schweren Tisch: Bauer und Verhandlungsdelegation – vor sich Brot, Käse, Trockenfleisch und Getränke. Wir waren völlig perplex. Auch uns bat man nun am Tisch Platz zu nehmen, welcher Bitte wir natürlich gerne Folge leisteten. So erfuhren wir, dass der Fribourger-Bauer zwar ein Gegner der Armee, nicht aber der einzelnen Wehrmänner sei. Der Grund für seine Aversion gegenüber der Armee war ein Versprechen, das vom Militärdepartement offenbar nicht eingehalten worden war. Wir waren erleichtert, nun sicher sein zu können, dass wir keinen Angriff durch Bauer oder Kühe zu befürchten hatten und unsere Stecken ungebraucht entsorgen konnten.

Schon zum Zeitpunkt als uns die Truppe verliess hatte es zu tröpfeln begonnen. Daraus war im Laufe des Nachmittags ein Dauerregen geworden, der auch die ganze Nacht über anhielt. Im Laufe des Sonntag-Morgens mussten wir mit Schrecken feststellen, dass die Saane bedrohlich angestiegen war, und schon gegen Mittag trat sie über die Ufer. Nun war es uns nicht mehr ganz geheuer. Wir

flehten ge'n Himmel, baten den Petrus, doch die Schleusen zuzumachen. Doch dieser hatte kein Gehör und liess pausenlos weiter giessen. Das Wasser begann langsam die Wiese zu überschwemmen. Ein Abbruch des Camps mit den paar Leuten wäre schlicht unmöglich und zudem auch unsinnig gewesen, und so begannen wir mit Schanzwerkzeugen zuerst zwischen Fluss und Camp und später auch rund um die einzelnen Zelte kleine Wassergräben auszuheben. Dieser Schutz nützte allerdings nicht lange: das Wasser füllte die Gräbchen in kurzer Zeit und drängte in die Zelte, wo das gesamte Material untergebracht war. Es wäre gelogen, behaupten zu wollen, wir seien nicht in eine gewisse Aufregung, wenn nicht gar Panik, geraten. Eiligst holten wir vom Bachufer dünne Bäumchen, Äste und Staudenmaterial und bildeten damit in den Zelten kleine Podeste, auf denen wir Rucksäcke, Schlafsäcke, Kleider, Gewehre und die weitere Habe in etwas sicherere Höhe brachten. Viel mehr konnten wir ja nicht tun. – Zum Glück liess der Regen im Laufe des Sonntag-Nachmittags nach, so dass sich das Wasser gegen Abend langsam zurück zog. Die Wiese aber blieb sumpfig, die Zelte durchnässt, und verschiedenes Material und einige am Boden gelagerte Effekten waren feucht und nass geworden. Eine Möglichkeit zum Trocknen gab es nicht. Nun, wir hatten ja unser Bestes gegeben; was hätten wir denn sonst noch tun können?

Am späten Abend trafen dann die vom Urlaub erholten – und weniger erholten – Wehrmänner wieder im Camp ein. Es war schon stockfinster, als sie ihre Ankunft zuerst mit Gelächter und kurz darauf mit derbem Gefluche ankündigten. Trotz ihren teils eleganten ledersohligen Ausgangs-Halbschuhen beschlossen die meisten Rückkehrer, nicht den entfernteren Wiesenweg zu nehmen sondern den steilen Hang in Direktlinie zu meistern. Doch schon nach wenigen Metern glitten sie auf der durchnässten Unterlage aus, rutschten auf dem Hosenboden oder wie auch immer den Hang hinunter, schimpften was das Zeugs hält. Die Moral schien jetzt nicht zum Besten bestellt zu sein. Und als die Ersten realisierten, was da während ihrer Abwesenheit geschehen war, da wurden die einen still und nachdenklich, andere wiederum wütend und laut. „Gopfertori“, „huere Seich“,

„verdammtes Militär“ und ähnliche Flüche konnte man hören. Einige stürzten sich bald einmal ins Pijama oder in den Trainingsanzug, waren offensichtlich sehr müde vom Urlaub und krochen in ihren – wenn sie Glück hatten noch trockenen – Schlafsack. Andere trugen, ziemlich sinnlos, Waren vom einen Ort zum andern und umgekehrt. Nicht lange allerdings, denn nach kurzer Zeit wurde die Truppe vom Feldweibel zu einem Hauptverlesen zusammen gerufen. An diesem wurde vom Kommandanten bekannt gegeben, dass ein Nachtlager hier nicht verantwortbar sei und man gleich mit der, eigentlich für die frühen Morgenstunden geplanten, Dislokation beginnen werde. Man kann sich vorstellen, was daraufhin geschah. Eine schlimmere Truppen-Moral habe ich in meiner ganzen „Militärkarriere“ kaum mehr erlebt. In stockdunkler Nacht mussten die Zelte abgebrochen und sämtliches Material den glitschigen Hang hinauf zum Motorfahrzeugpark geschleppt werden: nasse Blachen, Zeltstangen, das gesamte Fourier- und Feldweibelmaterial, die Vollpackungen, usw., usw.. Der Feldweibel – „Rugeli“ nannten wir ihn seines Körperbaus wegen – sass breitbeinig auf einer Munitionskiste und rief unablässig „so, looss, vorwärts mache! – so, looss, vorwärts mache!“ in die dunkle Nacht hinaus. Mehr fiel ihm nicht ein. Dass ihm niemand zuhörte, merkte der völlig konsternierte Weibel gar nicht. Er war mit der Situation hoffnungslos überfordert, hatte die Kontrolle über seine Aufgaben völlig verloren.

Mein schwerer Rucksack und der vollgestopfte Effektensack waren die letzten Stücke die ich den Hang hinauf trug, schleppte, schob und zerrte. Auf halber Höhe verliessen mich die Kräfte; ich konnte einfach nicht mehr, liess mich erschöpft ins Gras fallen. Da erinnerte ich mich, dass ich irgendwo im Gepäck eine Militär-Ovomaltine eingepackt hatte. Hastig wühlte ich im Effektensack herum, ertastete das Schächtelchen und verschlang dessen Inhalt gierig. Ob's die Ovo war oder einfach Einbildung: schnell einmal fühlte ich mich wieder bei Kräften, und so machte ich mich daran den zweiten Teil des Hangs zu „bezwingen“ – drei Schritte aufwärts kraxeln, zwei Schritte abwärts gleiten. – Nachdem alles verladen und die



Kanonen angehängt waren, harrte man auf den Lastwagen aus bis die Schlusskontrolle im verlassenen Camp durchgeführt war. Vor der Abfahrt konnte die Truppe noch ein lauwarmes Getränk fassen, eine Brühe mit undefinierbarem Geschmack. Die einen rätselten es könnte Kaffee sein, andere meinten es handle sich eher um Kakao und wieder andere waren überzeugt, dass es sich um eine Mischung von beidem handle. Einig waren sich aber alle: Tee konnte es nicht sein.

Dann endlich! Nach langem Ausharren auf den Lastwagen bewegte sich die Fahrzeugkolonne in Richtung Fribourg. Allerdings nicht etwa zum Ausschlafen, sondern um die Kanonen aufzustellen und auf Flugzeugaktivität zu warten. Nach Tagesanbruch freute man sich natürlich auf das bevorstehende Frühstück, zu dem dann aber weder gerufen wurde, noch dass uns dieses an die Geschütze gebracht worden wäre. Auch im Laufe des Vormittags blieb jegliche Verpflegung aus. Obwohl man uns gewarnt hatte, dass wer den Gefechtsplatz verlasse in den Arrest wandere, schlich ich mich davon, kaufte in einem Laden, der in sichtbarer Distanz zu den Kanonen lag, zwei Tafeln Schokolade und verteilte diese unter den Kameraden unseres Geschützes. Da gab's für jeden halt nur ein Riegeli.

Um die Mittagszeit erschienen dann zwei in schwarze Ledermäntel gehüllte Instruktions-Adjutanten – einer davon mit einer Schreibmappe unter dem Arm – und informierten uns, dass man erkunden wolle, wie sich Soldaten fühlen, wenn man ihnen unter erschwerten Bedingungen Schlaf und Essen vorenthalte. Sie selbst wirkten ausgeruht und sichtlich gut genährt. Nicht das Gleiche konnten wir Ihnen von uns zu Protokoll geben.

Wie gut war es da, als wir nach den so genannten Manöver-Tagen wieder in unsere zuvor gehasste Kaserne fahren durften. Alles war nun wieder geregelt: das Schlafen, das Essen, die WC-Anlagen, die Duschen, der Ausgang. Ist es nicht so, dass man sich oft das herbei sehnt, mit dem man früher unzufrieden war?

Angenehmer sind da meine Erinnerungen an den Flab-Schiesskurs, für den unsere RS ins Wallis verlegt wurde, nach Savièse, ein kleines Dörfchen oberhalb Sion. Untergebracht war unsere Truppe im etwas unterhalb des Dorfes gelegenen Flab-Lager, eine Ansammlung von einfachen aber zweckmässig eingerichteten Baracken. Von dort wurden wir allmorgendlich mit unseren Lastwagen auf den hoch über dem Lager gelegenen Schiessplatz gefahren, wo unsere WF<sup>+</sup>38-Kanonen in Reih und Glied so aufgestellt und ausgerichtet waren, dass man hätte meinen können, man wolle auf die andere Talseite schießen. Geschossen wurde aber – und zwar mit scharfer Munition – auf ein vorbei fliegendes einmotoriges Flugzeug mit der Bezeichnung C-36. Selbstverständlich nicht auf das Flugzeug selbst, sondern auf einen Sack, der von diesem an langer Leine mitgeschleppt wurde. Gefeuert wurde – nur unterbrochen durch eine Znüni- und eine eher grosszügig bemessene Mittagspause – täglich bis in den späteren Nachmittag. Selbstverständlich nur bei schönem Wetter, was uns das Wallis ausnahmslos bescherte. Nach dem „Ende Feuer“ ging's dann mit den Lastwagen zurück ins Camp, wo nach dem Nachtessen – und anschliessend hin und wieder noch etwas Theorie – entweder im Barackenlager oder in einer der Beizen im Dörfchen oberhalb des Flab-Lagers noch gemütlich beisammen gesessen wurde. Während diesem Schiesskurs führten wir ein ruhiges und recht angenehmes Soldatenleben – beinahe ein Ferienlager. So waren wir einerseits fast etwas unglücklich, als wir wieder in unsere Kaserne zurückkehren mussten, andererseits rückte die RS nun langsam aber sicher dem Ende entgegen. Und damit der Tag, an dem jene Rekruten beim Kommando reinzuschauen hatten, die man fürs Weitermachen, also zum Absolvieren der Unteroffiziersschule vorgesehen hatte. Und zu denen gehörte auch ich, was hiess, dass ich rund sieben Monate nach Ende der RS wieder einzurücken hatte. Unter diesen Voraussetzungen eine Arbeitsstelle zu finden ist ganz allgemein kein einfaches Unterfangen, war zu jener Zeit aber nicht sehr schwierig, da Hochkonjunktur und Arbeitskräftemangel herrschten. Am 6. November 1965 wurden wir von Oberleutnant Krämer aus der Rekrutenschule entlassen.



So sah es auf einem Flab-Schiessplatz aus (im Bild Flab-Schiessplatz Brigels GR). Pro Geschütz gab's 3 Kanoniere, den so genannten K1, K2 und K3, ausgerüstet mit Helm, Mantel und Gasmasken. Unsere Flab-Schiessverlegung während der RS fand allerdings nicht im Schnee sondern im Oktober und bei schönstem Wetter in Savièse (ob Sion) VS statt.



Auf dem Flab-Schiessplatz in Savièse. Mich findet man vorne in der Mitte (mit Brille). Dritter von links in der hintersten Reihe ist unser Korporal Kessler.

## **Bei Feldmann, Dutli + Co.**

Für einen Teil der Rekruten war unumgänglich, während der Rekrutenschule nach einer beruflichen Anstellung Ausschau zu halten. Auch ich gehörte zu diesen, und so meldete ich mein Interesse rechtzeitig einer Stellenzentrale in Zürich, die Suchenden in der Regel rasch helfen konnte. So traf denn kurz vor Ende der RS an meiner Adresse bei den Eltern in Wolfhausen ein Brief von einer Firma Feldmann, Dutli + Co. aus Zürich ein. Darin wurde ich gebeten, telefonisch Kontakt aufzunehmen um baldmöglichst ein Vorstellungsgespräch zu vereinbaren. Urlaubsgesuche im Rahmen der Stellensuche wurden von der Kommandostelle generell grosszügig behandelt, und so wurde auch mir bewilligt, mich am Montag, den 1. November um 15 Uhr – also 5 Tage vor Ende der Rekrutenschule – an der Hardturmstrasse 82 – 90 bei Herrn Dutli, einem der beiden Inhaber, vorstellen zu können. So nahm ich an jenem Tag am Zürcher Hauptbahnhof das Tram Nr. 4, welches mich – wie im Brief der Firma beschrieben – in 10-minütiger Fahrt zur Haltestelle ‚Förrlibuckstrasse‘ brachte. Diese befand sich lediglich drei Haltestellen vor dem ‚Hardturm‘, dem Fussball-Stadion des berühmten Grasshopper Club Zürich. Vielleicht schon in Kürze ganz in der Nähe eines so berühmten Stadions arbeiten zu dürfen erfüllte mich mit einem gewissen Stolz.

Wie es scheint wurden Herr Dutli und ich uns problemlos einig, so dass mit Datum 5. November 1965 der Dienstvertrag ausgestellt und mir zur Unterschrift zugestellt wurde. Arbeitsbeginn war der 15. November. So hatte ich zwischen Rekrutenschule und Arbeitsaufnahme immerhin eine Woche Ferien. Eine Probezeit wurde – eigenartigerweise – bewusst nicht vereinbart. Mit einem Monatsgehalt von 950 Franken war ich mehr als zufrieden, jedenfalls bemerkte mein Vater mit bewundernden Worten, dass ich fortan den grösseren Zahltag heim brächte als er.

Eine kleine Unschönheit im Arbeitsvertrag war allerdings die Arbeitszeit. Dass ich

morgens spätestens um halb Sieben von zu Hause weg musste und abends frühestens um Sieben wieder zuhause sein konnte war weniger ein Problem, eher denn die lange Mittagszeit von rund anderthalb Stunden. Feldmann, Dutli hatte keine Betriebskantine, und so waren jene, die wie ich über Mittag nicht nach Hause konnten gezwungen, die Zeit irgendwie „herum zu bringen“. Beispielsweise in der betriebseigenen kleinen Teeküche etwas einzunehmen und danach noch eine Stunde mit Lesen, Lernen, Plaudern oder Spazieren auszufüllen. Vereinzelt fuhr ich alleine, manchmal zusammen mit einem Kollegen, mit dem Tram in Richtung Escher-Wyss-Platz oder Stadtmitte, wo verschiedene „Arbeiterspunken“ günstige Menüs anboten. Jeden Tag konnten oder wollten wir Jüngere uns ein solches Menü, bei dem die Suppe und ein kleiner Salat im Preis inbegriffen waren, aber trotzdem nicht leisten. Zudem war die Zeit für solche „Ausflüge“ dann doch eher wieder knapp.

Feldmann, Dutli war ein Unternehmen mit einigen Dutzend Mitarbeitenden, tätig im Papiergrosshandel. Unsere Lieferanten waren Hersteller und Importeure von Papieren und Kartons. Zum Kundenkreis zählten Detaillisten, Firmen, Genossenschaften, Papeterien, und so weiter, also nur Wiederverkäufer und grössere Kunden, nicht aber private Verbraucher. Auf dem betriebseigenen Areal standen das mehrgeschossige Hauptgebäude, in dem hauptsächlich die Verwaltung untergebracht war, ein mehrgeschossiges Lagergebäude sowie ein Gebäude für den Fuhrpark. Im Parterre und im Untergeschoss befanden sich die Lagerräumlichkeiten, die „Ausrüsterei“ mit den Zuschneidemaschinen, die Packerei und die Spedition. Das Warenlager umfasste unzählige Paletten, auf denen sich eine beinahe unendliche Auswahl von grossformatigen, in so genannte Ries abgepackte, Papiersorten stapelten. Aber auch Papiere in Rollen verschiedenster Längen und Durchmesser, Papiere in schier allen Stärken zwischen etwa 30 und 250 Gramm pro Quadratmeter, Papiere mit einem hohen oder niedrigen Anteil an sogenannten Hadern (Fasern aus Textilabfällen), stark oder weniger stark verleimte Papiere, rohe oder satinierte Papiere, Wachs- und

Pergamentpapiere, Weihnachts- und Packpapiere, Papiere aus der Schweiz und Papiere aus Skandinavien, Papiere in verschiedenem Weiss und in allen möglich Farben, Halbkartons, und, und, und. Lastwagen des eigenen Fuhrparks sorgten dafür, dass die bestellte Ware rasch zu den Kunden gelangte, denn der Handel mit Papieren war ein Tagesgeschäft, das sehr kurze Lieferzeiten erforderte.

Im Obergeschoss befanden sich die Büros der Direktion, also der Herren Feldmann Senior und Dutli, sowie jenes der Sekretärin der beiden. Unweit der Direktion befand sich auch das Büro des Herrn Feldmann Junior, den man mit dem Ziel ins Unternehmen geholt hatte, es dereinst übernehmen zu können. Dazu war es notwendig, ihn mit allen Arbeitsgängen auch praktisch vertraut zu machen. Das war denn auch der Grund, weshalb man Feldmann Junior hin und wieder im Keller bei der Arbeit an der Papierschnidemaschine antraf. Diese Art, ein Unternehmen von der Pike auf kennen zu lernen, fand ich sehr sinnvoll. Weniger sinnvoll fand ich aber, dass Junior-Chef Feldmann oft während dieser Arbeit eine brennende Zigarette im Munde hatte und die Asche einfach neben den Papierabschnitten auf den Boden fallen liess. Mich schauderte ob diesem Tun, aber es stand mir ja nicht zu, den zukünftigen Unternehmensleiter zu rügen oder ihn zumindest auf sein gefährliches Verhalten hinzuweisen.

Im Obergeschoss waren auch der Einkauf, die Disposition, die Buchhaltung und die Verkaufsabteilung untergebracht. Und in eben dieser Verkaufsabteilung hatte ich meinen Arbeitsplatz. Mit Ausnahme des Verkaufsleiters Herr Vago und der „Graueminenz“ Fräulein Schuhmacher sassen die Mitarbeitenden in einem offenen Grossraum, der durch eine ab Brusthöhe verglaste Zwischenwand den Raum auf halber Länge unterteilte. Meine Tätigkeit, wie die meiner – ebenfalls eher jüngeren – Bürokollegen war die Bearbeitung von Kundenaufträgen. Diese Aufgabe bestand vornehmlich darin, schriftliche oder telefonische Bestellungen entgegen zu nehmen und in Auftragsblätter einzutragen. Unklarheiten und Lieferbarkeit waren abzuklären und die Bestellungen zusätzlich in eine Karteikarte

zu übertragen, die für jeden einzelnen Kunden angelegt war. Karten von Kunden, die ihren finanziellen Verpflichtungen nicht ordnungsgemäss nachgekommen waren, trugen einen schwarzen Reiter. Bestellungen von solchen Säumigen durften nur ausgeführt werden, wenn die Buchhaltungs-Abteilung vorgängig ihren „Segen“, also ein Visum gab. In solchen Fällen musste man bei nächster Gelegenheit persönlich bei der Buchhaltungsstelle vorbeigehen.

Nachdem ich mich in die Abteilung eingelebt hatte, fand ich es sinnvoll, die Mitarbeitenden in meiner Umgebung jeweils wissen zu lassen, wenn ich ein solches Visum benötigte. So konnte ich dies für den einen oder anderen im gleichen Gang erledigen. Aus Freiwilligkeit kann aber bald einmal Pflicht werden. Es stellte sich nämlich heraus, dass sich eine Dame, die problemlos meine Mutter hätte sein können, an diesen Service gewöhnte und plötzlich der Meinung war, sie könnte mich zu ihrem Handlanger machen. So bat mich „Regentin“ Hegetschweiler – so hiess diese Dame – in vermehrt aufforderndem Ton, das Visum für sie einzuholen; was ich bereitwillig auch tat. Als die Aufforderung dann aber eines Tages im Befehlston erfolgte und dies noch mit dem Zusatz „aber chly hoppla!“, da wurde es mir zu bunt. Da haute es mir, wie man so sagt, „den Nuggi raus“ und so gab ich ihr klar und unmissverständlich zu verstehen, dass sie ihren Arsch selbst lupfen könne – „ihren dicken, fetten“ wie ich – nicht ganz unbegründet – noch ergänzend beifügte. Wohl beschwerte sie sich irgendwo bei der Direktion, passiert ist daraufhin aber nichts. Es wäre mir ja auch egal gewesen. Alles gefallen lassen musste ich mir ja auch nicht, nur weil ich jung war.

Das Gute an diesem etwas altertümlich organisierten Betrieb war, dass nebst den vielen in die Jahre Gekommenen auch – wie schon erwähnt – einige jüngere Personen in der Firma beschäftigt waren, und zwar fast ausschliesslich in der Verkaufsabteilung. So konnten wir uns wenigstens untereinander über unsere Interessen unterhalten und etwas Kollegialität pflegen. Gränicher, Kosz und Lucke sind Namen solcher jüngerer Mitarbeiter, die mir spontan in den Sinn kommen und

an die ich mich gerne erinnere. Lange in der Firma geblieben ist keiner von ihnen.

Mit Aufnahme meiner Tätigkeit bei Feldmann, Dutli konnte ich endlich mein Fernstudium zur Vorbereitung auf die Matur bei der Akademikergemeinschaft fortsetzen, das ich wegen des Militärdienstes unterbrechen musste. Das Lernen in dieser Form war sehr ideal für mich, ich konnte es tun wann und wo ich wollte oder Lust dazu hatte: im Bus, im Zug, im Tram, in der Badi und selbst auf dem WC. Praktisch der gesamte Lernstoff faszinierte mich derart, dass ich beinahe süchtig danach wurde. So lernte ich in der Regel bis spät in die Nacht hinein, und war deswegen, insbesondere morgens, meist stark übermüdet. So war es denn nicht verwunderlich, dass ich eines Tages auf dem Weg zur Arbeit in Zürich in Halbtrance beim Überqueren der Strasse beinahe von einem Auto erfasst wurde, das ich schlicht übersehen hatte. Ob dessen Hupen erschrak ich dermassen, dass ich mich nicht nur mit einem Sprung aufs Trottoir rettete, sondern in einen selten erlebten Wachzustand versetzt wurde. Ganz allgemein hatte der lange Arbeitsweg zumindest den Vorteil, dass ich bei Arbeitsbeginn in der Regel einigermaßen wach und für den Arbeitseinsatz bereit war.

Eigentlich bot mir so ein Unternehmen, das im Vergleich zu meiner Lehrfirma in Vielem völlig veraltet und schon gar nicht perfekt organisiert war, Spielraum für etwas kreative Entfaltung – also genau das was ich liebte. Leider gab es aber immer wieder Ereignisse, die das sonst schon nicht sonderlich gute Betriebsklima trübten. Ein solches war die – so genannte – Weihnachtsfeier Ende 1966. Neben einem kleinen auf einem Lateralschrank im Verkaufs-Grossraumbüro aufgestellten Weihnachtsbäumchen richtete Feldmann Senior eine patronale Jahresschlussrede an das kaufmännische Personal. Dann erhielt jede Mitarbeiterin und jeder Mitarbeiter einen Salami und, ebenfalls vom Unternehmer persönlich überreicht, einen Umschlag mit der Gratifikation. Feldmann wies in seiner Ansprache darauf hin, dass auf die Ausrichtung des Betrages kein Anspruch bestehe, dass er also freiwillig sei, gedacht als Belohnung für den grossen Einsatz im ablaufenden und



gleichzeitig als Ansporn für das kommende Jahr. Wir alle bedankten uns ergebenst per Händedruck. Gespannt und mit hoher Erwartung öffnete ich nach Ende der „Zeremonie“ im Versteckten das Couvert und fand darin . . . ganze hundertfünfzig Fränkli. Das war meine Gratifikation! Welchen Ansporn sie bei mir auslöste kann man sich wohl gut vorstellen. Rührte diese Knausrigkeit eventuell daher, dass die Firma finanzielle Sorgen hatte? Ich wusste es nicht, fand aber eigenartig, dass man beispielsweise einen neuen Bleistift nur beziehen konnte, wenn man den alten Stummel zurückgab. Bis dies möglich war, musste der Stummel zuvor in ein metallenes Verlängerungsröhrchen gesteckt werden, um ihn so noch ein für kurze Zeit weiter gebrauchen zu können. Sparmassnahmen solcher Art empfand ich als Anfang vom Untergang eines Unternehmens. Dem widersprach allerdings zumindest die Fahrzeugflotte der Direktion. Diese zeigte ein ganz anderes Bild. So fuhr Herr Feldmann Senior immerhin ein luxuriöses „Aristokratengefährt“, einen Bentley, und Herr Feldmann Junior einen tollen Amerikaner, ich meine es war ein Studebaker.

Eines Tages spielte sich eine Episode ab, die mir ebenfalls zu Denken gab und die nicht gerade zur allgemeinen Steigerung meiner Motivation beitrug. 1967 besuchte ich zusammen mit einem Freund die ‚Büfa‘, die Bürofachausstellung welche alljährlich im Hallenstadion Oerlikon stattfand. Dort wurde an einem Stand unter den Augen der Zuschauer eine humorvolle etwa hundert Jahre alte Büroordnung nachgedruckt und an die Zuschauer verteilt. Das von mir ergatterte Exemplar nahm ich mit ins Geschäft und hängte es, zur Freude der Mitarbeitenden, über meinem Arbeitstisch auf. Als ich eines Morgens an meinem Arbeitsplatz eintraf, war es nicht mehr dort. Leider führte meine Befragung rundum zu keinem Ergebnis; niemand wollte der Täter gewesen sein. Herr Feldmann Senior musste offenbar etwas von meiner Ratlosigkeit mitbekommen haben, jedenfalls kreuzte er – wie so oft – heimlich und unbemerkt bei uns in der Verkaufsabteilung auf, um auf einem Lateralschrank still und leise – vermeintlich – Akten zu studieren. Nach kurzer Weile mischte er sich plötzlich in die Sache ein

und verkündete in gehässigem Ton und zu meinem grossen Erstaunen, dass er es gewesen sei, der den Zettel entfernt habe. Auf die Frage „weshalb“ gab er mir in patriarchalischer Manier zu verstehen, dass ich hier nichts aufzuhängen hätte, da die Wände alleine ihm gehörten und nur er bestimme, was daran aufgehängt werde. Nicht nur ich, auch die jüngeren Arbeitskollegen waren ob solcher Reaktion ziemlich perplex und schockiert.

Im Laufe meiner Tätigkeit hatte ich immer mehr Mühe mit den Einrichtungen und den betrieblichen Abläufen in der Verkaufsabteilung dieser Firma, da ich von meiner Lehrfirma her etwas anderes gewöhnt war. So setzte ich mich an einigen Wochenenden zuhause hin und erarbeitete Vorschläge zur Verbesserung. Eine auf meiner OLYMPIA-Schreibmaschine getippte Fassung überreichte ich dann Herrn Dutli zuhanden der Geschäftsleitung. Gespannt wartete ich nun auf eine Antwort. Leider vergeblich. Nachdem wochenlang keine Reaktion von irgendeiner Seite kam, erkundigte ich mich bei Patron Dutli. Er habe, so meinte er, mein Papier an Herrn Feldmann Junior zur Stellungnahme weiter gegeben; ich solle mich bei ihm melden. Was ich unverzüglich tat. Feldmann Junior öffnete die unterste Schublade seines Pultes, kramte mein Papier hervor und meinte, dass er es noch studieren müsse, da er dazu noch keine Zeit gehabt hätte. – Wer's glaubt! Wer nämlich seinen Tagesablauf kannte wusste, dass dies nie und nimmer stimmen konnte. Wenige Tage später wurde ich zu einer Besprechung ins Büro von Herrn Dutli vorgeladen. Am Tisch sassen die Herren Feldmann Senior und Dutli. Man bat mich Platz zu nehmen und eröffnete mir, dass man leider auf keinen meiner Vorschläge eintreten könne, da die vorgeschlagenen Massnahmen viel zu teuer zu stehen kämen. Das konnte ich nicht verstehen, da es sich ja bloss um die Investition von zwei Trennwändchen, die Anschaffung von zwei oder drei Karteikästen sowie deren Ausrüstung mit etwas handlicheren und moderneren Karteikarten gehandelt hätte. Für mich brach eine Welt zusammen – weniger, weil alles abgelehnt wurde, sondern vielmehr, wegen der Art und Weise, wie man meine Initiative und den Einsatz für das Unternehmen behandelte. Mir schien die

Zeit nun gekommen zu sein, mich nach einem neuen Arbeitgeber umzusehen, umso mehr, als ich ohnehin das Bedürfnis hatte etwas Neues kennen zu lernen. Nachdem ich eine passende Stelle gefunden hatte, kündigte ich Ende Dezember 1967 mein Arbeitsverhältnis auf Ende Februar 1968.

Trotz aller negativen Kritik muss ich dem Unternehmen fairnesshalber zu Gute halten, dass es mit meiner Person einen Mitarbeiter beschäftigte, der während einer Anstellungsdauer von insgesamt 2 ¼ Jahren nicht weniger als 9 Monate infolge Militärdienstes abwesend war. Und dies nebst Ferien.

Feldmann, Dutli + Co. stellte übrigens ihren Betrieb Jahre später ein. Aus ihr wurde eine Firma mit dem Zweck Liegenschaften zu besitzen, zu handeln und zu verwalten.



Einer der sehr seltenen „highlights“: eine von einem Mitarbeiter organisierte Stern- und Geschicklichkeitsfahrt. Ich war Beifahrer in diesem VW Karmann. Unser Duo nannte sich für diesen Anlass „förrliböck“, abgeleitet von der Tramhaltestelle vor unserem Geschäftshaus (Förrlibuckstrasse).

PTT-Betriebe  
 Entreprise des PTT  
 Azienda delle PTT

*Jan 70*

**Empfangsscheinbuch**  
 Unentgeltliche Bescheinigungen

**Livret de récépissés**  
 gratuits

**Libretto di ricevute**  
 gratuite

für/pour/per

Name und genaue Adresse  
 Nom et adresse exacte  
 Nome e indirizzo esatto

~~Hans-Walter Kägi~~ ~~Hans-Walter Kägi~~  
 c/o J. Lang Poststr. 170  
 Furkastrasse 10 8057 Spreitenbach  
 8048 Zürich ~~Hans-Walter Kägi~~  
 Poststr. 160  
 8057 Spreitenbach

300 Empfangsscheine Preis  
 récépissés Prix Fr.1.-  
 ricevute Prezzo

PTT 440.02 VIII 08 H

**Alle Papiere**  
 für Verpackung,  
 Büro und graphi-  
 sches Gewerbe.

**Tous les papiers**  
 graphiques, pour  
 emballage et  
 bureaux.



**Feldmann,  
 Dutli & Co.**

**Papiere en gros**  
 Hardturmstr. 82-90 8005 Zürich  
 Postfach 8023 Zürich Tel. 051 44 53 60

Gegenstand Objet Oggetto	Adresse Indirizzo	Nr.	Fr.	C.	Taxe Tassa c.	Unterschrift des Postbeamten Signature de l'agent postal Firma dell'agente postale	Datumstempel Timbre à date Bollo a data
1 4. Dächler	imaka Management Zürich	Nr. 80-24509	27			<i>[Signature]</i>	8052 SCHLIEREN 1-5-70-15
2 Juli - Sept. 70	Kaufmännischer Verein Zürich	Nr. 80-975	15	50		<i>[Signature]</i>	8048 ZÜRICH 25-6-70-18
3 2. Hälfte 70	Schweiz. Lebensv. Rentenanstalt Zürich	Nr. 80-88	205	70		<i>[Signature]</i>	8048 ZÜRICH 75-8-70-18
4 2. Hälfte 1970	"Zürich" Versiche- rungsgesellschaft Zürich	Nr. 8330 # 438 220	276	00		<i>[Signature]</i>	8048 ZÜRICH 73-7-70-18
5	Verlagsgemeinsh. Europaring Bern	Nr. 30-6388	12	40		<i>[Signature]</i>	8048 ZÜRICH 27-7-70-18

Bis etwa in die 1980er Jahre konnten Kunden ihre Einzahlungen am Postschalter einzeln in einem Büchlein quittieren lassen. Die Rückseite jedes Büchleins – es wurden 100'000e davon gedruckt - hatte Feldmann, Dutli als Werbefläche für sich reserviert. (Eine clevere Marketingidee!)

## Im Wahlbüro

Am 24. April 1966 wurde ich – noch nicht mal 21 Jahre alt – ins Wahlbüro der Gemeinde Bubikon gewählt. Eigentlich hatte ich zu jener Zeit überhaupt kein Interesse an der Politik; ich las ja noch nicht mal regelmässig die Zeitung. Wer mich für dieses Ämtli vorgeschlagen hatte, weiss ich nicht. Möglich, dass es im Zusammenhang stand mit dem Versuch von Herrn Spahr – einem Bekannten meines Vaters – mich als Mitglied für die örtliche Sozialdemokratische Partei zu gewinnen. Beigetreten bin ich dieser aber nie. Nun, wie auch immer, ich erhielt von der Gemeinde die Wahlanzeige und wurde bald einmal als Stimmzähler aufgeboten. Auch wenn ich nur kurze Zeit diesem Gremium angehörte, so habe ich dennoch einige interessante Beobachtungen machen können.

Das Stimmlokal für den Gemeindeteil Wolfhausen befand sich im ersten Stock unseres Schulhauses, also dort, wo ich einst die 1. und 2. Klasse bei Fräulein Wohlgemuth besucht hatte. Auf dem bereit gestellten Tisch trohnte die hölzerne Urne, und dahinter sassen wir Mitglieder des Wahlbüros – zu dritt oder zu viert. Es war nun unsere Aufgabe, zum einen den ordnungsgemässen Ablauf der Stimmabgabe sicherzustellen und zum anderen die abgegebenen Stimmen am Sonntag nach Urnenschluss auszuzählen.

Nach Urnenöffnung trafen unsere „Kunden“ ein: einzeln, in Grüppchen oder gleich scharenweise. Interessant war nun, die einzelnen Männer zu beobachten. Ja, nur Männer, denn Frauen hatten vor 1971 noch kein Stimm- und Wahlrecht. In Eile und praktisch wortlos erledigten die einen ihre Bürgerpflicht, andere mit viel Aufsehen und Geschwätz. Wiederum andere blieben nach der Stimmabgabe einfach stehen, wussten nicht was oder ob sie überhaupt etwas sagen wollten und waren froh, bei erstbestener Gelegenheit das Stimmlokal möglichst unauffällig verlassen zu können. Manche, so hatte ich den Eindruck, überliessen ihre Stimmzettel der Urne mit einer Mischung aus Ehrfurcht und Patriotismus. Ein für

mich ganz besonderer Moment war jeweils, wenn eine wichtige Persönlichkeit beim Eintreten den Hut zog, uns allen zur Begrüssung die Hand reichte und nach vollbrachter Tat sich bei jedem von uns per Händedruck verabschiedete. Die meisten Stimmenden waren uns Stimmenzählern bekannt, schliesslich kannte man sich im Dorf. Zudem waren es eigentlich immer etwa die gleichen Männer die ihr Stimm- und Wahlrecht wahr nahmen bzw. ihre Stimm- und Wahlpflicht erfüllten. Stammwähler kannten das Ablaufprozedere sehr genau. Andererseits kannten die langjährigen Mitglieder des Wahlbüros deren Verhaltensmerkmale. So wusste man unter anderem, wer in der Regel früh und wer eher spät zur Stimmabgabe erschien. Betrat ein solcher „Stammkunde“ das Lokal, so wartete die Zählmannschaft gespannt darauf, ob das erwartete Verhalten auch diesmal eintreffen würde. Einer dieser Kunden war Herr F., ein eher kleinwüchsiger Mann um die Fünfzig, dessen „Möödeli“ sehr bekannt war. In zügigem Gang schritt er zur Urne und liess, nachdem er den Stimmrechtsausweis unaufgefordert abgegeben hatte, seine Stimmzettel in die Urne gleiten. In Sekundenschnelle formte er dann seine Hand zur Faust und klopfte mit ihr auf den Schlitz der hölzernen Kiste. Damit wollte er wohl sicherstellen, dass seine Zettel undwiderruflich in der Urne untergebracht waren. Man spürte geradezu seinen Stolz, sein Bürgerrecht wahrgenommen und seine Bürgerpflicht erfüllt zu haben.

War das Wahlbüro mal für einige Momente leer, so wurde dies von uns Stimmenzählern genutzt, um gemachte Beobachtungen auszutauschen. Dies war auch der Fall, nachdem Wähler W., der mit leicht verbeultem Breitrandhut, etwas ausgedienten Freizeitkleidern und dreckigen Schuhen erschienen war, das Abstimmlokal wieder verlassen hatte. Man war der Meinung, dass es doch an der Ehefrau gelegen hätte, zumindest die Schuhe vorher sauber zu putzen. Herr W. erledigte seine Stimmpflicht auf dem Rückweg vom obligaten Hundespaziergang.

Im Frühling 1968 wurde ich, infolge Wegzugs aus der Gemeinde, aus dem Wahlbüro entlassen.

Gemeinde

BUBIKON

Den 25. April 1966

**WAHLANZEIGE**

Herrn  
Hans Kägi jun.  
Rosenburg

8633 W o l f h a u s e n

Wir teilen Ihnen mit, dass Sie  
am 24. April 1966  
für die Amtsdauer 1966 - 1970  
zum Mitglied des Wahlbüros  
gewählt worden sind.

Wer die Wahl zu einem Amt, für welches Amtszwang besteht, ablehnen will, hat das innerhalb von vier Tagen nach erfolgter Wahlmitteilung der Behörde, welche die Wahl angeordnet oder vorgenommen hat, schriftlich zu erklären und zu begründen.

Dieselbe Frist gilt bei Ablehnung der Wahl zu einem mit Amtszwang nicht verbundenen Amt. Die Ablehnung muss in diesem Fall der Wahlbehörde schriftlich angezeigt werden. Stillschweigen gilt als Annahme.

Im übrigen machen wir darauf aufmerksam, dass Einsprachen gegen die Gültigkeit von Wahlen innert zwanzig Tagen nach der Wahlverhandlung bzw. der Bekanntmachung des Wahlergebnisses erhoben werden können.

Auf Wunsch erteilen wir Ihnen über andere Wahlvorschriften gerne Auskunft.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Im Namen der Wahlvorsteherschaft

Der Präsident:



Der Schreiber: i. V.



## Besuch von Grosi

Bereits bei meiner Geburt waren die Eltern meiner Mutter sowie der Vater meines Vaters verstorben; nur die Mutter von Papi, unser „Grosi“, lebte noch. Antonie Kägi-Konnertz, wie sie hiess, wohnte, soweit mir bekannt ist, immer in Solingen, meinem Geburtsort in Deutschland. Die grosse Entfernung zu unserem Wohnort war der Grund, weshalb meine Eltern und wir Kinder sie jeweils jahrelang nicht sahen. Bewusst erlebte ich sie erstmals, als sie – wahrscheinlich anlässlich der Geburt von Karl – im Jahre 1948 für einige Wochen bei uns im Brändliacker wohnte. Nun, bald 20 Jahre später, es musste im Frühling 1966 gewesen sein, kam sie wieder mal für einige Tage zu uns in die Schweiz. Gerne stellte ich mich zur Verfügung, Grosi im Zürcher Hauptbahnhof abzuholen, um ihr das letzte Stück der Reise zu erleichtern und ihr das Köfferchen zu tragen. Gemeinsam fuhren wir mit der SBB das rechte Ufer des Zürichsees entlang bis Uerikon und von dort aus mit dem Bus der VZO nach Wolfhausen. Zu jener Zeit dauerte diese Auslandsreise beinahe einen ganzen Tag, und die damit verbundenen Kosten konnte nicht Jeder einfach „aus dem Ärmel schütteln“.

Grosi genoss ihre Ferientage bei uns in der Rosenberg sehr, musste es doch ein wunderbares Gefühl sein, den Sohn und dessen Familie nach so vielen Jahren wieder einmal zu sehen und einige Tage mit ihnen verbringen zu können. Selbstverständlich war auch ein Treffen mit Max organisiert, ihrem zweiten Sohn, der mit seiner Familie in Zürich-Oerlikon wohnte.

Leider mag ich mich an Details ihres Aufenthaltes bei uns nicht mehr erinnern. Geblieben ist mir aber ein längeres abendliches Gespräch, das Grosi und ich in der Stube geführt haben und das bei mir einen starken Eindruck hinterlassen hat. Da ich zu jener Zeit im Fernstudium am Maturitätsstoff arbeitete, glaubte ich, ihr einen Gefallen zu tun, wenn ich versuchte, ihr einiges vom Gelernten weiterzugeben. So versuchte ich unter anderem Grosi zu erklären, weshalb es auf



unserer Erde Tag und Nacht wird. Nachdem ich ihr dies unter Zuhilfenahme der Stubenlampe und zwei Bällen zu demonstrieren versuchte, meinte sie, dass das Ganze zu kompliziert sei und man ihr mit solchem Zeugs die Vorstellung zerstöre, dass die „liebe Sonne“ am Abend schlafen gehe und uns am Morgen, frisch ausgeruht, begrüße. Und während der Nacht behüteten uns der „gute Mond“ und die leuchtenden Sterne. Mit dieser Vorstellung möchte sie weiterhin leben. Grosis Persönlichkeit war geprägt von Bescheidenheit, Zufriedenheit, Liebenswürdigkeit und einer christlicher Grundhaltung. Mit wissenschaftlichen Dingen aber hatte sie nichts am Hut. Ihr Weltbild baute auf dem Guten und Unverdorbenen auf.



Grosi 1966 (74-jährig), auf der Fahrt von Zürich nach Wolfhausen



Grosi, 1966, mit meinen Eltern und Peter beim Kaffee in der Stube. Besonders grosse Freude hatte Grosi an Peter, ihrem jüngsten Enkel, der mit seinen rund 8 ½ Jahren sehr anständig, fröhlich und unterhaltsam war.

## **„Trämper“-Ferien**

Im Juni 1967 fragte mich Arbeitskollege Herbert Lucke, ob ich Lust hätte, ihn in seine bevorstehenden Sommerferien zu begleiten. Wir könnten, wie er meinte, mit dem Zug nach Italien fahren und dort der Riviera entlang „trämpen“. Da ich ohnehin nicht wusste wie ich meine Ferien verbringen sollte, sagte ich ihm nach kurzer Bedenkzeit und dem Einholen der Bewilligung bei einem der Chefs zu. Da wir beide noch keinerlei Trämper-Erfahrung hatten, mussten wir uns bald einmal überlegen, was für ein solches Unterfangen alles vorzubereiten ist. Klar war, dass wir uns frühzeitig um die Billets bemühen mussten, und auch um die Ausrüstung. Bei einem Campingladen in Zürich – er hiess glaub „Spatz“ – mieteten wir ein Zweierzelt, Schlafsäcke, einen Gaskocher und Kochgeschirr. Im Übrigen konnten wir nur so viel mitnehmen, dass alles in und auf unseren beiden Rucksäcken Platz fand. Mit so wenig Gepäck fuhr ich in meinem ganzen Leben nie mehr in die Ferien, zumal wir ja gar noch unser „Hotelzimmer“ mitschleppen mussten!

Vor Mitternacht bestiegen wir im Zürcher Hauptbahnhof den Zug nach Genua, fahrplanmässige Abfahrt um Null-Uhr-Null-Null. Wir hatten Glück: im sonst leeren Abteil sass noch eine Studentin des Haushalt-Lehrerinnen-Seminars Zürich, deren Ferienziel auch irgendwo an der Riviera lag. So ergab sich aus der Fahrt, die immerhin die ganze Nacht hindurch dauerte, eine angenehme Mischung aus Plaudern, Essen und vor sich Hindösen. Für uns klar war nur, wo unser „Trämp“ beginnen sollte – nämlich in Alassio –, nicht aber wo er enden würde. Um an diesen Badeort an der italienischen Riviera zu gelangen, mussten wir in Genua umsteigen. In Alassio führte uns dann ein Fussmarsch vom Bahnhof zum dortigen Campingplatz, wo wir auf dem uns zugewiesenen Plätzchen ohne Verzug unser kleines Giebelzelt aufstellten. Dieses bot gerade genug Platz zum Schlafen für zwei Personen. Was – wie sich im Laufe der Ferien heraus stellte – genügte, da wir uns tagsüber, dank stets gutem Wetter, immer im Freien bewegen konnten. Und Gekocht und Gegessen wurde vor dem Zelt, also auch unter freiem Himmel.

Obschon ich meinen Trämper-Partner eigentlich noch nicht lange kannte, was ja immer mit einem gewissen Risiko verbunden ist, verstanden wir uns von allem Anfang an sehr gut.

Herbert war einiges älter als ich – vielleicht so um die Dreissig. Was mir besonders imponierte war seine ausserordentliche Sprachgewandtheit. Zu seinem Repertoire gehörten, nebst unserer Muttersprache, auch Französisch, Italienisch und Englisch. Er konnte diese Sprachen – allen voran die Italienische – derart gut sprechen, dass sogar Einheimische glaubten er stamme aus dem entsprechenden Land. Schreiben konnte er in den Fremdsprachen aber kaum. Das Beherrschen der Sprachen kam von seinem früheren Beruf. Herbert arbeitete zuvor im Hotelgewerbe. Wenn ich mich noch richtig erinnere, hatte er eine Laufbahn vom Kellner zum „Maître d'étage“ hinter sich.

Herbert verfügte noch über eine weitere ausserordentliche Fähigkeit, die mir grossen Eindruck machte. Er konnte Menschen gut einschätzen und war von Natur aus ein hervorragender „Gesprächspsychologe“, was sich – wie ich immer wieder von neuem feststellen konnte – insbesondere beim Anbaggern von Frauen zeigte. Dass er in diesem Bereich einsame Spitze war, bewies er während unseren Ferien noch und noch. Am Strand sagte er oft zu mir: „Schau, die beiden jungen Frauen dort! Die sind hübsch und scheinen alleine zu sein“. Dann kontrollierte er den Sitz seiner Badehose, rückte seine tiefschwarze Sonnenbrille zurecht und schlich sich von dannen. Von weitem sah ich, wie er zuerst an den Damen vorbeiging – langsam hin, noch langsamer her – und sich ihnen dann näherte. Sprach er sie nach kurzem Augenkontakt an, blieb er kerzengerade und in angemessener Distanz vor ihnen stehen. Einige Zeit später sah man ihn, dem Objekt der Begierde etwas angenähert, in der Kauer- oder Hockstellung in intensives Gespräch vertieft. Und in der Regel dauerte es nicht lange, bis er neben den Holden im Sand sass. Meist boten ihm die Strandschönen bald einmal Platz auf ihren Badetüchern an. Irgendwann winkte er mich herbei. Zögernd folgte ich

dann notgedrungen seiner Aufforderung und war stets froh, dass er das Gespräch führte, und ich – etwas scheu und unbeholfen – daneben stehen, kauern oder sitzen konnte.

Herbert brachte es praktisch immer fertig, dass die jungen Frauen am Abend entweder bei uns vorbei kamen, um mit uns vor dem Zelt einen gemütlichen Abend zu verbringen, oder aber sie luden uns zu ihrem Zelt ein. Offenbar hatte er eine solch gute Menschenkenntnis, dass er auf grosse Distanz feststellen konnte ob sich eine Annäherung lohnt oder nicht. Er vertrat auch die Weisheit, dass es wichtig sei, in der Nähe des Eingangs zu einem Campingplatz präsent zu sein, um einem jungen Frauen-Duo bei deren Ankunft unverzüglich Hilfe beim Aufstellen des Zelt anzubieten zu können. Nähmen sie die Hilfe an – meinte er – so habe man für den Abend bereits wieder eine gute Gesellschaft. Und, wie sich immer wieder zeigte, stimmten sie, dem Herbert seine Theorien. Über beste Geselligkeiten an den Abenden konnten wir uns jedenfalls nicht beklagen.

Die ersten Frauen die wir kennen lernten waren junge Amerikanerinnen. Ihr Zelt hatten sie schon vor ein paar Tagen aufgestellt, und zwar neben einem neuen Mercedes. Diesen hatten Sie, wie sie uns verrieten, im Auftrag des Vaters in Deutschland gekauft und kurvten mit ihm in Europa herum, um ihn am Ende der Ferien mit in die USA zu nehmen. Die beiden jungen Frauen waren zwar hübsch, aber prüde, wie Herbert meinte. Alle die Amerikanerinnen seien so, und somit lohne es sich nicht allzu viel Zeit mit ihnen zu vergeuden. Die Deutschen, die seien gut, und ganz besonders auch Österreicherinnen. Bei denen lohne sich in der Regel eine Annäherung. Die nächsten weiblichen Ankömmlinge waren aber weder Deutsche noch Österreicherinnen – es waren zwei junge Französinen, die unser Hilfsangebot sehr gerne annahmen, und deren Zelt wir auch mit grossem Einsatz und hoher Perfektion errichteten. Sie waren vom Ergebnis so begeistert, dass sie uns zur Belohnung zu einem abendlichen Besuch vor ihr Zelt einluden. Ein gemütlicher Abend wurde es, mit Wein aus der grossen Korbflasche und

Gesang, begleitet von der Gitarre die eine der Französinen – übrigens beides Kindergärtnerinnen – auf dem Rucksack angebunden hatte. Erst bei Anbruch des Morgens verkrochen wir uns in unser Zelt um den verpassten Schlaf nachzuholen.

An einer attraktiven Frau, die sich am flachen Sandstrand im Wasser tummelte, hatte der Herbert plötzlich den Narren gefressen. Das Problem war nur, dass sie offenbar nicht alleine war, sondern in Begleitung eines jungen Mannes. Als sich das Pärchen – übrigens frischgebackene Eheleute aus Deutschland – hüft hoch im Wasser stehend den Ball gegenseitig zuwarf, gesellte sich Herbert dazu und schlug eine Spielvariante vor, bei der sich zwei in die Mitte stellen könnten um den Ball abzufangen. Das Ehepaar sagte spontan zu, so dass Herbert und ich mitspielen durften. Das war eine lustige Sache, die einem auch sportlich noch einiges abverlangte. Bald einmal fiel mir aber auf, dass sich Herbert vermehrt so platzierte, dass er den Ball gleichzeitig mit der jungen Frau abfangen und so immer wieder Körperkontakt herstellen konnte. Und was mir noch mehr auffiel war, dass dies der Frischvermählten offensichtlich zu gefallen schien. Dem jungen Ehemann musste dies ja auch aufgefallen sein, aber von Eifersucht war nichts zu spüren. Im Gegenteil: am Abend wurden wir von den Brautleuten gar zum Nachtessen in die Stadt eingeladen. Zu einem Essen, das wir uns nicht hätten leisten können. Auf der Heimfahrt vom Restaurant – mit dem „Döschwo“ des Brautpaars – hatte Herbert plötzlich eine verrückte Idee: Er wünschte sich von der jungen Frau einen Büschel Haar als Souvenir. Und siehe da, der jungen Frau gefiel diese Idee sehr gut. Sie forderte ihren Mann auf, noch im Städtchen anzuhalten, verließ das Auto, kehrte nach kurzer Zeit zurück mit einer Strähne ihrer wunderschönen dunklen Haare und schenkte diese – unter Protest ihres Mannes – dem Herbert. Es schien mir die ganze Zeit schon, als sei auch sie vernarrt in ihn.

Das einzige was ich von Herbert nicht ertragen konnte war, dass er am Morgen das Frühstück immer zu einer Zeit vorbereitete wo ich noch am Dösen war. Hatte

er alles bereit, so drangsalierte er mich richtiggehend. Laufend wiederholte er, dass ich jetzt sofort aufstehen müsse, da der Zmorgen bereit sei. Das ärgerte mich derart, dass ich manchmal dran war auszurasen. Was dann eines Tages auch geschah. Und das wirkte für den Rest der Ferien. Eigentlich wäre es ja ein schöner Zug von Herbert gewesen, freiwillig das Amt des Küchenchefs auszuüben. Zudem war er halt ein Frühaufsteher und ich nicht – zumindest in den Ferien. Deshalb konnte ich ihm sein Verhalten eigentlich gar nicht verargen.

Eines Tages lernte ich am Strand eine sehr hübsche junge Frau kennen. Ich denke, sie war so um die 22, Italienerin, aus Mailand. Sie trug einen breitrandigen weissen Sonnenhut, wirkte grazil und benahm sich sehr gesittet – beinahe etwas vornehm. Sie weilte mit ihren Eltern in einem nahe gelegenen Hotel in den Ferien. Stammte offenbar aus reichem Haus, denn ihr Vater war – wie ich von ihr erfuhr – Unternehmer. Ich spürte bald einmal, dass ich ihr gefiel, denn sie liess mich an den folgenden beiden Tagen nicht mehr aus den Augen. Am Abend vor unserer Abreise gingen Herbert und ich auf einen Stadtbummel. Als wir zur späten Stunde heim kamen, da lag ein Zettel im Zelt, auf dem mir die „Bella“ mitteilte, dass sie mich den ganzen Abend gesucht habe, und dass sie den Kontakt mit mir aufrechterhalten möchte. Sie äusserte die Hoffnung, mich wiederzusehen und hinterliess ihre Adresse. Gemeldet habe ich mich bei ihr allerdings nie – Mailand war mir doch etwas zu weit weg.

Monaco und Nizza waren unsere nächsten Stationen. Damit hatten wir von der italienischen auf die französische Riviera gewechselt, also an die Côte d'Azur. Wie es sich für richtige Trämper gehört, fanden wir für jede Verschiebung problemlos eine kostenlose Mitfahrgelegenheit. Schliesslich fahren ja jeden Tag Automobilisten von Camping-Plätzen weg in alle Himmelsrichtungen. In einem dieser beiden Orte – ich weiss nicht mehr war's in Monaco oder Nizza – besuchten wir den Hafen. Als wir vor der unüberblickbaren Menge mächtiger Boote standen, verschlug es uns beinahe den Atem. Auf einem dieser riesigen

Boote war ein Mann mit Unterhaltsarbeiten beschäftigt. Beinahe etwas aufdringlich suchten wir das Gespräch mit ihm und hatten Erfolg. Geduldig stillte der Herr unseren Gwunder und beantwortete alle unsere Fragen. So erfuhren wir, dass es sich bei diesem wunderschönen Schiff nicht etwa um eines der üblichen Ausflugsschiffe handelte, sondern um eine Luxusjacht. Er erzählte uns, dass es sich um die Privatjacht eines berühmten italienischen Industriellen handle, die über 200 Gäste aufnehmen könne und für abendliche Privat-Partys auf dem Meer bestimmt sei. Zu guter Letzt erlaubte uns der Mann den Zutritt zur Yacht, um einen Blick ins Innere zu werfen. Da konnten wir nur noch staunen. Noch nie hatten wir so was Luxuriöses gesehen. Alles vom Feinsten und Teuersten: Sessel aus Leder, Tische aus edlem Holz, Polsterstühle mit Plüsch überzogen, Schlafzimmer wie im Märchen, vergoldete Wasserhähnen. Da standen Herbert und ich – gekleidet wie die ärmsten Schlucker und ausgestattet mit minimalster Barschaft – mitten im Reichtum. Trotzdem fühlten wir uns irgendwie glücklich – einfach anders als der steinreiche Besitzer.

Nächste Station war Saint-Tropez, wo wir unser Zelt nur für eine Nacht aufschlugen. Dieses Städtchen hat bei mir den Eindruck hinterlassen, als ob dort alles, oder zumindest sehr viel, erlaubt sei. Auf einem grossen Platz in Hafennähe war eine Schar meist jüngerer Personen versammelt, einige davon mit Motorrädern, andere mit auffallend teuren und sportlichen Autos. Viele Töfffahrer waren nur mit kurzen Hosen ausgerüstet, bestenfalls noch mit Schlarpen an den Füßen. Einige fuhren auf dem Platz Runden, wobei auf einem der Sozius gar ein mit Badehose bekleideter Bursche stand, sich an den Schultern des Fahrers haltend. Die dort versammelte Autoflotte bestand zu einem grossen Teil aus Cabriolets. Mit diesen fuhren die jungen Leute auf der Piazza herum, auf dem Kofferraum oder der Motorhaube liegende junge Männer mitführend oder hübsche Frauen präsentierend. Und das Unglaubliche daran: Polizisten waren in ausreichender Zahl zugegen und unterhielten sich kollegial mit den jungen Leuten, betrachteten das Tun offensichtlich als Selbstverständlich. Befanden wir uns hier

in einer gesetzlich verloderten Region? Nun, wir sahen während unserer ganzen Anwesenheit keinen einzigen Unfall. Die Leute wirkten einfach lebensfroh. Wäre so was bei uns zuhause auch möglich? Wohl kaum - die Schweiz ist anders!

Unsere nächste und zugleich letzte Destination war Marseille. Auf dem offiziellen Campingplatz, direkt am Sandstrand gelegen, fanden wir ein Plätzchen für unser Zelt. Diesmal, leider, weit ab vom Eingang des Camps! Dafür erreichte man das Wasser in nur wenigen Schritten. Dank des sanft abfallenden Strandes konnte man auf dem feinkörnigen Sand weit ins Meer hinaus waten. Am späteren Nachmittag des zweiten Tages auf diesem Camping kam starker Wind auf. Die Leute sprachen davon, dass der Mistral im Anzug sei und empfahlen uns, das Zelt gut zu verschliessen. Dem kamen wir nach und verstaute alle unsere Habseligkeiten, kontrollierten die Verankerungen und zogen den Reissverschluss so zu, dass das Zelt „sturmdicht“ verschlossen war. Dann begaben wir uns wieder ins Wasser. Inzwischen hatten die Wellen eine Höhe erreicht, dass man gegen sie springen musste, um nicht von ihnen umgeworfen zu werden. Und sie wurden immer höher. Es war ein herrliches Erlebnis gegen sie zu kämpfen, die Natur auf diese Art direkt zu spüren. Mit der Zeit liess unsere Kraft nach, und nachdem wir schon einiges Salzwasser schlucken mussten, kam der Gedanke in uns auf, dass die Wellen uns umwerfen und wir nicht rechtzeitig wieder aufstehen könnten. Jetzt stellten sich nur noch einige Wagemutige den Wellenbergen. Mit einer Mischung aus Angst und Respekt verliessen wir das Wasser. Auf dem Weg zum Zelt konnten wir erneut die Kraft der Natur spüren: Mit unheimlicher Gewalt fegte der Sturm den Sand durch den Campingplatz. Mit offenen Augen in Windrichtung zu blicken war nun nicht mehr möglich. Die rasend fliegenden Körnchen wirkten beim Aufschlag auf die nackten Körperteile wie Nadelstiche, und so suchten wir Schutz in einem Strandhaus. Glücklicherweise legte sich der Sturm noch am gleichen Abend. Der feine Sandstaub aber hatte sich in den kleinsten Ritzen des Zelts und auch im Innern festgesetzt. Auch nach mehrfacher Reinigung aller Gegenstände überraschten uns diese fortan immer wieder mit Sandstaub. Selbst noch – so



quasi als Souvenir - nach unserer Ankunft zu Hause. Seither ist mir nicht ganz unbekannt was man unter Mistral versteht.

Ein richtiger Trämper besichtigt natürlich auch interessante Orte in denen er Halt macht. So auch Herbert und ich. Nachdem wir den Alten Hafen besichtigt hatten, schlenderten wir durch die Altstadt. In einem Restaurant einkehren lag allerdings nicht mehr drin, da uns das Reise- und Taschengeld beinahe ausgegangen war. Nicht, dass wir grosszügig Geld ausgegeben hätten, nein ganz und gar nicht. Wir waren ja sehr sparsam, aber offenbar hatten wir uns bei der Budgetierung der Ferien etwas verrechnet. Auf dem Weg in Richtung einer Anhöhe kamen wir am Sitz der französischen Fremdenlegion vorbei. Am Sitz jener Organisation, über die wir schon als Kinder und Jugendliche die verrücktesten Geschichten gehört hatten. Es kursierte beispielsweise das Gerücht, dass man in der Schweiz starken Männern in Bars und Restaurants ein Betäubungsmittel ins Getränk mische, um sie dann im bewusstlosen Zustand in die Fremdenlegion zu entführen. Und man behauptete auch, dass Männer, die einmal in der Legion seien, nie mehr nach Hause kämen. Dass sie unter schrecklichsten Strapazen bei Kriegshandlungen in Afrika oder Asien eingesetzt würden und keine Chance hätten, dort wieder weg zu kommen. Käme einer auf die Idee zu fliehen, so würde er von den eigenen Soldaten erschossen. Alle diese Gerüchte hatten uns grossen Respekt eingeflösst und wir hatten immer gehofft, dass wir davon stets verschont würden. – Nun, vor dem Sitz dieser unheimlichen Organisation standen wir jetzt. Vor einem riesigen Tor aus dicken Gitterstäben. Wie sah das Gebäude von innen wohl aus, und was spielte sich da drinnen wohl ab? Der Gwunder plagte uns, und weil ein Stück Abenteuerlust mitspielte, fragte Herbert einen Wachmann, der vor dem Gitter postiert war, ob wir mal kurz reinschauen dürften. Als er uns nach dem Grund dafür fragte, meinte Herbert, dass wir uns für die Fremdenlegion interessieren würden. Der Wachmann führte einen kurzen Wortwechsel mit einem Mann im Hofe der Liegenschaft, öffnete dann eine Türe und hiess uns herein zu kommen. Da klopfte unser Herz etwas heftiger. Die Türe war, aus welchen Gründen auch

immer, etwa einen halben Meter über dem Boden in das grosse Gittertor eingepasst. Wozu wohl? Wir wurden etwas misstrauisch. Doch, ein Zurück gab's jetzt nicht mehr. Wir wurden an eine Art Schalter geführt. Dahinter sass ein asiatisch aussehender Mann, wahrscheinlich ein Japaner. Er war in eine kakifarbene Uniform gekleidet, die auf Brusthöhe von unzähligen Auszeichnungen behangen war. Wahrscheinlich ein hoher Offizier. Mit kritischen Blicken bemusterte er uns und fragte uns nach dem Grund unseres Erscheinens. Herbert antwortete ihm, dass wir uns für die Fremdenlegion interessieren würden. Nun fiel mir vor Angst beinahe das Herz in die Hosen. Der Mann wollte nun wissen, aus welchem Land mir kämen. Und als Herbert ihm antwortete, dass wir Schweizer seien, da lachte der Asiate laut und meinte, dass man für die Fremdenlegion Männer suche, nicht Schweizer. Eigentlich hätten wir ob dieser Antwort ja enttäuscht sein müssen, ehrlich gesagt aber waren wir froh, die Institution so schnell als möglich wieder verlassen zu dürfen - durch die einen halben Meter über dem Boden im Tor eingebaute Türe. Als Schweizer, nicht als Männer, wohlverstanden.

Anschliessend setzten wir unseren Aufstieg auf den Hügel fort, an hohen Mauern vorbei, die oben mit Scherben besetzt waren. Oben angekommen stand ein mittelalterlich wirkendes, mit tiefem Graben umgebenes, Gebäude. Das Areal der Liegenschaft war mit einem hohen Gitterzaun umgeben. Man musste sich nicht lange fragen um was für ein Gebäude es sich da handelte, war es doch mit „Prison“ angeschrieben. Wir setzten uns auf ein Mäuerchen um uns etwas auszuruhen. Als sich ein Mann im Innern des Hofes dem Gitter näherte, sprach ihn Herbert an und so kamen wir durch die Maschen des massiven Zauns hindurch zu einer Unterhaltung. Plötzlich ging der Mann zum Tor, öffnete es und bat uns einzutreten. Wie eine Stunde zuvor begaben wir uns mit gemischten Gefühlen durch das Tor. In kürzester Zeit aber waren unsere Bedenken zerstreut. Der Mann erzählte uns, dass die Liegenschaft früher ein Gefängnis war. Darauf deuteten auch die kreisrunden Trampelpfade unten im Graben, auf welchen die

Häftlinge seinerzeit ihre Runden drehen mussten. Heute, so erklärte uns der Mann, diene dieses ehemalige Gefängnis als Pension für altgediente Soldaten der Fremdenlegion. Verwundert fragten wir ihn, weshalb er denn nicht „abhaue“, wenn er dies ja nun könnte. Dies, meinte er, wäre für ihn kein Vorteil. Er sei hier oben bestens aufgehoben, erhalte eine gute Rente, habe Kollegen hier und könne in die Stadt wann und wohin er wolle. Welcher Nation der Mann angehörte, weiss ich nicht mehr; ich glaube er war Franzose. Schweizer, die aus der Fremdenlegion in ihre Heimat zurück kehrten, wurden – so erfuhr ich Jahre später – vor ein Militärgericht gestellt und mit Gefängnis bestraft. Schweizer in der Fremdenlegion? Ja, sicher. Früher waren Schweizer eben offenbar Männer!

Unsere Trämper-Ferien näherten sich dem Ende; wir mussten an die Heimkehr denken. Mit Sack und Pack begaben wir uns am nächsten Morgen an die Peripherie von Marseille, an die Ausfallstrasse Richtung Lyon-Genf. Was war das dort für ein Anblick: Da standen überall Autostopper am Strassenrand und auch Autostopper-Pärchen. Und jetzt kamen auch wir noch dazu. Nun, was soll's. Wir stellten uns darauf ein, dass wir uns halt etwas in Geduld üben mussten. Es blieb uns ja nichts anderes übrig. Mit etwas hatten wir allerdings nicht gerechnet: Auch nach einer Stunde standen noch sämtliche Stopper mit erhobener Hand und gestrecktem Daumen am Strassenrand und hofften auf einen Autofahrer mit gutem Herz. Aber da tat sich nichts. Und weil mit der Zeit jeder Autostopper glaubte, dass er vielleicht an einem ungünstigen Ort stehe, suchten sie sich immer wieder ein neues Plätzchen. So war die Stopperfamilie wenigstens immer etwas in Bewegung. Als nach einer weiteren Stunde praktisch noch keiner der Bittenden mitgenommen war, beschlossen Herbert und ich, zurück in Stadt zu gehen und uns dort beim Bahnhof nach den Kosten für eine Reise mit dem Zug zu erkundigen. Wir stellten uns auf die andere Strassenseite und hatten innert Minuten das Glück, dass uns ein junger Döschwo-Fahrer mitnahm. Wir erzählten ihm den Grund unserer Rückfahrt in die Stadt. Dies sei nicht verwunderlich, meinte er. Ein Autofahrer sei am Vorabend von einem Autostopper-Pärchen

Niedergestochen worden, und dies sei nun das Resultat. Am Bahnhof kratzte jeder von uns den letzten Batzen aus der Hose, was dann, alles Geld zusammengelegt, knapp für die Heimreise mit dem Zug reichte. Es waren wohl die unbequemsten, in vieler Hinsicht aber erlebnisreichsten Ferien.



Vergnügliche Stunden vor unserem Zelt



Zwei Italiener, die wir kennen lernten und die uns bis zur nächsten Etappe mit ihrem FIAT mitnahmen.



Besuch einer Altstadt (vermutlich in St. Tropez). Herbert, vergnügt mit gelbem Umhang und schwarzer Sonnenbrille.

## **Wunsch nach beruflicher Veränderung**

Nachdem ich im Laufe meiner Beschäftigung bei Feldmann, Dutli + Co. immer mehr zur Überzeugung kam, dass die Stelle mich nicht befriedigen konnte, kam in mir der Wunsch nach beruflicher Veränderung auf. Zudem hatte ich ohnehin das Bedürfnis etwas Neues und auch Anspruchsvolleres kennen zu lernen.

Auf ein Stelleninserat hin meldete ich mich im Frühherbst 1967 bei der Migros Genossenschaft Zürich. Zum Vorstellungsgespräch empfing man mich in einem, zumindest für meine Begriffe, sehr noblen Büro im Verwaltungsgebäude in der „Herdern“. Bei der ausgeschriebenen Stelle ging es darum, das Do-it-yourself-Angebot administrativ aufzubauen und die entsprechenden Artikelkataloge zu gestalten. Die ausführliche Schilderung meines Gegenübers versprach eine interessante und selbständige Aufgabe – eine echte Herausforderung also. Nur: das Do-it-yourself-Geschäft war in der Schweiz noch so neu, dass es die Allgemeinheit – oder zumindest ich – nicht kannte. Obschon man meine Zusage erhoffte, nahm ich das Angebot nicht an, da ich noch nach weiteren Möglichkeiten Ausschau halten wollte.

Als nächstes meldete ich mich bei Olivetti (Schweiz) in Zürich, wo ich mich ebenfalls vorstellen durfte. Ich wusste zwar, dass das Interview mit dem Personalchef in französischer Sprache stattfinden würde, war aber dennoch erstaunt, als ich auf dem Weg zu ihm mitbekam, dass sich Angestellte auf Französisch begrüßten und unterhielten. Offenbar war es die Geschäftssprache. Wieso eigentlich? Olivetti war meines Wissens doch ein italienisches Unternehmen. Während der gesamten Arbeitszeit fremdsprachig kommunizieren zu müssen – und dies in Zürich – war nicht gerade das was ich eigentlich suchte. Und auch beim Vorstellungsgespräch fühlte ich mich nicht besonders wohl. So entschied ich, nach einer vereinbarten Bedenkzeit, die Stellensuche fortzusetzen und gab dem Personalchef telefonisch einen abschlägigen Bescheid.

In einer Tageszeitung fiel mir ein unübersehbares Inserat auf, mit dem eine Firma Rank Xerox einen Mitarbeiter für den Auf- und Ausbau ihrer Verkaufsorganisation in der Schweiz suchte. Nicht einmal vom Namen her kannte ich diese Firma und trotzdem meldete ich mein Interesse an. Am Treffen zu dem ich eingeladen wurde waren etwa ein halbes Dutzend Bewerber anwesend. Der Firmenrepräsentant war von Kopf bis Fuss perfekt gestylt und wirkte auf mich – als Bursche aus dem ländlichen Zürcher Oberland – etwas „amerikanisch“. Während der Ausführungen des massgekleideten Herrn zweifelte ich zunehmend, einer solchen Aufgabe überhaupt gewachsen zu sein. Zum Schluss der Gesprächsrunde informierte man uns Teilnehmer, dass wir zu einer zweiten Runde nochmals antreten müssten. Danach kämen drei Bewerber in die engere Wahl, wovon einer letztlich das Rennen machen würde. Als man mich einige Zeit später telefonisch zur nächsten Runde aufbot, zog ich meine Bewerbung zurück. Irgendwie fehlte mir das nötige Selbstvertrauen, und ich rechnete mir ohnehin nur sehr geringe Chancen aus.

Sehr interessant und verheissungsvoll verlief auch ein Vorstellungsgespräch bei der Firma 3M in Zürich. Den Namen dieser Firma kannte ich – dank ihrer umfangreichen Produktpalette – schon von meiner Berufslehre her. Obwohl – wie Rank Xerox – auch die Firma 3M ein amerikanisches Unternehmen war, fühlte ich mich bei meiner Vorstellung sehr gut. Die Aufgabe hätte darin bestanden, in der Verkaufsabteilung eine Produktegruppe administrativ selbständig zu führen. Angefangen bei der Mitbestimmung und Katalogisierung eines umfangreichen Sortiments – inklusive Einbringen von Ideen für neue Produkte – bis hin zu Verkaufsaktivitäten, aber ohne Aussendienst. Die Leute mit denen ich mich unterhalten durfte machten einen sehr motivierten, engagierten und zufriedenen Eindruck. Sicher wäre dies eine sehr gute Stelle gewesen. Man hätte mich auch gerne gehabt. Warum ich sie nicht annahm, weiss ich heute nicht mehr. Wahrscheinlich hing der Entscheid zusammen mit meiner inneren Zuneigung zum Klein- und Mittelbetrieb, zum Unternehmen von überblickbarer Grösse. Zum Betrieb, wo noch Jeder Jeden kennt.

Auf der Weitersuche stiess ich auf die Stellenanzeige einer Firma ALFAG in Schlieren, die einen Verkaufsassistenten suchte. Auf meine Bewerbung hin wurde ich zum Vorstellungsgespräch eingeladen. Nachdem alles Notwendige besprochen war, wurde ich nach meinen Lohnvorstellungen gefragt. Ohne eine Angabe zu machen, gab ich die Frage an die beiden Herren zurück – so, wie man mir das von Kollegenseite her geraten hatte. Mein Gegenüber war in solchen Dingen allerdings erfahrener als ich und meinte, ich solle doch mal meine Vorstellungen äussern. Herausgefordert schlug ich kühn und unverfroren ein Gehalt von 1'200 Franken vor, also 150 Franken mehr als mein aktueller Lohn bei Feldmann, Dutli. Offenbar lag ich mit diesem Angebot nicht im Rahmen der Lohnordnung des Generalimporteurs für Last- und Lieferwagen, und so machte man mir klar, dass ein Anfangsgehalt von unter 1'300 gar nicht zur Diskussion stehe und bot mir sage und schreibe einen Monatslohn von 1'450 Franken. Zusätzlich, so offerierte man mir, könne ich in der kleinen betriebseigenen Kantine sehr günstig das Mittagessen einnehmen und bei Bedarf Ersatzteile für mein Auto zum Einstandspreis für Garagen kaufen. Genau das war die von mir gesuchte neue Herausforderung, und so wurden wir uns rasch „handelseinig“. Am 25. Januar 1968 erhielt ich von der ALFAG die schriftliche Bestätigung für die Anstellung per 1. März. Da ich das Arbeitsverhältnis mit Feldmann, Dutli bereits Ende 1967 auf Ende Februar 1968 gekündigt hatte, erfolgte mein Stellenwechsel praktisch nahtlos.

Interessant ist, dass der Entscheid, eine Stelle anzunehmen oder abzulehnen, jeweils bei mir lag. Eine Tatsache, die heute erstaunen mag, für jene Zeit aber nichts Aussergewöhnliches war. Der Grund dafür lag weniger am Umstand, dass ich mit meinen 22 Jahren eine gesuchte Alterskategorie war, sondern vielmehr darin, dass jene Jahre in eine Zeit des grossen wirtschaftlichen Aufschwungs fielen. Schweizer Firmen hatten volle Auftragsbücher und expandierten. Und multinationale Unternehmen fassten zuhauf Fuss in unserem Lande. Die Konjunktur war im Hoch, der Arbeitsmarkt ausgetrocknet.

## Der Lernfahrer

Mitte November 1965, also nur etwa eine Woche nach Ende der Rekrutenschule, erhielt ich vom Strassenverkehrsamt meinen Lernfahrausweis und nahm umgehend die ersten Fahrstunden bei Herrn G., einem Fahrlehrer aus Zürich. Das Lernfahrzeug war ein VW Käfer. Treffpunkt für die Fahrstunden war in der Regel beim Landesmuseum. Die im Arbeitsvertrag von Feldmann, Dutli fixierte sehr lange Mittagspause war nun willkommen, reichte sie doch bequem, die Fahrstunden in diese Zeit zu legen. Ideal war auch, dass Fahrlehrer G. die Lektion wenn immer möglich an meinem Arbeitsort enden liess. Was ich an Herrn G. besonders mochte, war seine ruhige und kollegiale Art, die mir bald einmal das in städtischen Strassenverhältnissen nötige Selbstvertrauen gab.

Unsere Kreuz- und Querfahrten führten uns zwar durch die verschiedensten Strassen von Zürich, in Erinnerung geblieben ist mir aber, dass ich mindestens jede zweite Fahrstunde ein und dieselbe Nebenstrasse befahren musste. Und immer auf der Höhe einer bestimmten Liegenschaft richteten sich die Augen meines Fahrlehrers auf die Parkplätze davor, um zu prüfen, ob ein im bekanntes Auto darauf abgestellt sei. War dies der Fall, so bemerkte er lauthals und emotionsvoll „Aha, da hockt min Schwager doch scho wider bi de Andere, dä Souhund“. Dank seinem Beruf war er also in der Lage, von Fahrschülern bezahlte Detektivarbeit zu verrichten oder vielleicht einfach seinen Gwunder zu stillen.

Eines Tages im Spätfrühling 1966 forderte mich Fahrlehrer G. auf, nahe an einem Kiosk anzuhalten und im Auto zu warten. Dann stieg er aus, kehrte nach kurzer Zeit mit zwei Clacés in der Hand zum Auto zurück, setzte sich wieder auf seinen Sitz und überreichte mir eines der Cornets. Während wir genüsslich an der Eiscreme lutschten, konnten wir die Passanten beobachten, die zahlreich den nahe gelegenen Fussgängerstreifen überquerten. Darunter immer wieder auch hübsche, kurzberockte Damen, die meinen Fahrlehrer offensichtlich in Verückung



brachten und zum Ausruf hinreissen liessen: „Das isch dänn e tolli Chatz! Lueg emal diä schöne Schinne wo diä hätt!“. Bald einmal merkte ich, dass er den Halteplatz für sein „Fröideli“ strategisch hervorragend ausgewählt hatte. Obschon auch ich dem Anblick hübscher Damen grundsätzlich nicht abgeneigt war und auch Cornet-Glacés nicht verschmähte: Pausen dieser Art liebte ich ganz und gar nicht, raubten sie mir doch einiges an kostbarer Zeit der schon dazumal nicht ganz billigen Fahrschulstunden.




Am 10. Juni 1966 – drei Tage vor Beginn der Unteroffiziersschule – musste ich zur praktischen Fahrzeugprüfung antreten. Fahrlehrer G. und ich waren mit unserem VW Käfer rechtzeitig bereit beim Strassenverkehrsamt – das sich seinerzeit noch auf dem Areal des heutigen Tierspitals befunden hatte. Ich war, zumindest innerlich, sehr nervös. Mein Fahrlehrer war gerade dabei mich zu beruhigen, indem er mir etwas Selbstvertrauen einzuhauchen versuchte, als es ihm plötzlich die Sprache verschlug. Er hatte den Experten erblickt, der – wegen seines schwarzen Ledermantels und den leicht abgedunkelten Brillengläsern streng wirkend – auf uns zukam. „Ouw, dä! Da chan ich dir nur vill Glück wünsche“ meinte Fahrlehrer G. – Der Experte stellte sich kurz und nicht besonders freundlich mit „Bumbach“ vor, stieg in meinen VW Käfer und los ging die Fahrt, frei nach dem Prinzip „wenn der Experte nichts sagt, geht’s geradeaus“. – Irgendwann landeten wir in der Nähe des Hallenstadions in Oerlikon. Dort musste ich auf Geheiss am rechten Strassenrand parkieren und erhielt dann den Auftrag, nun retour zu fahren, was ich unverzüglich ausführte. „Stopp!“ rief der Experte und fragte mich, nachdem ich blitzartig das Bremspedal betätigt hatte, ob man so retour fahre. „Nein“ antwortete ich und erklärte ihm, dass man zuerst auf die andere Strassenseite fahren müsse und erst dann retour. Weshalb ich es denn nicht so gemacht habe wollte er wissen. Das sei mir in der Nervosität passiert, gab ich ihm zur Antwort. Danach ging’s im Hauptverkehrsstrom zurück zum Strassenverkehrsamt. Unterwegs meinte der Experte, dass ich zu langsam führe und dadurch ein Verkehrshindernis sei. Auf meine Entgegnung, dass ich aber

exakt die signalisierten 60 km/h führe, belehrte er mich, dass ich nicht stur auf den Geschwindigkeitsmesser schauen müsse, sondern vielmehr darauf zu achten habe, den Verkehrsfluss nicht zu behindern. Da verstand ich die Welt nicht mehr. Beim Strassenverkehrsamt angekommen, eröffnete mir Experte Bumbach, dass ich die Prüfung nicht bestanden hätte. Ich war enttäuscht, obschon ich diesen Entscheid eigentlich erwartet hatte. Der Lernfahrausweis behielt zwar seine Gültigkeit noch bis Mitte November, was mir aber nicht viel nützte, da ich ein paar Tage später wieder einrücken musste, um bis Ende Oktober praktisch durchwegs Militärdienst zu leisten. – Um nicht ganz aus der Fahrpraxis zu kommen, nützte ich während der Militärdienstzeit an einem Urlaubstag die Gelegenheit mit einem Kollegen auszufahren. So auch am 23. Oktober 1966, einem Sonntag während der vierwöchigen Fourierschule, die ich in Bern am Absolvieren war. Mit dem Geschäftsauto seiner Eltern, einem VW PicUp besuchten Ueli Kuhnen und ich jemanden im Spital in Rüti. Auf dem Rückweg nach Wolfhausen liess mich Ueli ans Steuer. Kaum ein Kilometer gefahren passierte es: In einer leichten Kurve beim Bad Kämpos befürchtete Ueli, dass ich „den Rank nicht richtig erwischen könnte“ und griff mit einer Hand korrigierend ins Steuer. Seine Intervention wirkte sich aber leider negativ aus: Der Lieferwagen geriet über den linken Fahrbahnrand hinaus und gegen ein kleines Wiesenbord, schleuderte dann, infolge kräftigem Gegensteuer, über die rechte Strassenseite hinaus auf eine Wiese in Richtung Kämpos-Weiher und kam dann, nach einem weiteren Schwenker, etwa einen Meter vor einem Apfelbaum endlich zum Stehen. Unterwegs durchbrach das Fahrzeug dummerweise noch eine hölzerne Telefonstange. Mit einem leichten Schock aber körperlich unversehrt konnten wir die Führerkabine verlassen. Die Front und das Dach des VW PicUp aber waren arg verbeult. Der abgebrochene untere Teil der Telefonstange lag am Boden und der lange Oberteil baumelte, an den Drähten hängend, etwa einen Meter über dem Boden. Da das Auto noch fahrtüchtig war, fuhren Ueli und ich zurück nach Rüti und versuchten aus einer Telefonkabine heraus das Elektrizitätswerk und die Gemeindeverwaltung Rüti telefonisch zu erreichen. Leider erfolglos. So riefen wir schweren Herzens die

Polizei an, die dann auch prompt auf dem Unfallplatz erschien. Nach einer kurzen Anhörung schrieben die Uniformierten einen Rapport und nahmen mir den Lernfahrausweis auf der Stelle ab. Ich wurde verzeigt und vom Statthalteramt Hinwil gebüsst. Zudem verfügte der Rechtsdienst der Polizeidirektion einen Entzug des Lernfahrausweises für vier Monate, also bis Ende Februar 1967. Diese Strafen wurden nur verhängt, weil wir selbst die Polizei gerufen hatten, was ja eigentlich gar nicht nötig gewesen wäre, denn es stellte sich – leider erst am Tag nach dem Unfall – heraus, dass die Telefonstange die ich umgefahren hatte, in der Woche darauf ohnehin abgebrochen wurde, da die Drähte längst in den Boden verlegt worden waren. Schaden, ausser dem eigenen, war somit nicht entstanden. Von Vater Kuhnen, Besitzer des Getränkehofes Zürcher Oberland, erhielt ich nach erfolgter Reparatur des VW PicUp die Rechnung, die infolge des ebenfalls beschädigten Firmen-Schriftzuges etwas höher ausfiel als ich mir vorgestellt hatte. Andererseits erlaubte er mir, sie in tragbaren monatlichen Raten abzustottern. Insgesamt betrachtet hatte ich ja eigentlich Glück im Unglück.

Am 2. November 1967 erwarb ich erneut einen Lernfahrausweis und wechselte auf Anraten befreundeter Personen den Fahrlehrer. Bei Fahrlehrer Weber aus Wetzikon, so versicherte man mir, bestünden die Fahrschüler die Prüfung beim ersten Mal. Am 19. Dezember 1967 stellte ich mich der Prüfungswiederholung. Neuer Fahrlehrer, neuer Experte: da kann ja kaum mehr was schiefgehen. Dachte ich. Doch als der Experte eilenden Schrittes auf unser Auto zukam, da glaubte ich meinen Augen nicht zu trauen: Ausgerechnet Bumbach, der Experte mit schwarzem Mantel und leicht abgedunkelten Brillengläsern, der mich bei der ersten Prüfung durchfallen liess, stieg zu mir ins Auto. Ach du Schreck, dachte ich, muss das sein! Nun, es gab ja kein Zurück mehr, und so fuhr ich los. Aber es kam noch schlimmer: Kaum ein paar hundert Meter gefahren, begann es stark zu Schneien. Bei Schnee aber war ich noch nie gefahren. Und es schneite und schneite – je länger je mehr. Keine halbe Stunde war vorbei, da liess mich Experte Bumbach ein steiles Strassenstück hinauffahren, das oben in eine Hauptstrasse

mündete, was einen Sicherheitshalt erforderte. Als ich nach freier Hauptstrasse wieder anfahren wollte, drehten die Räder durch. Auch die nun folgenden Anweisungen meines Experten halfen nicht weiter. Mein Auto spulte. Keine Chance mehr wegzukommen. Experte Bumbach wies mich nun an, die Handbremse anzuziehen. Dann drehte er das rechte Fenster runter, stieg aus, begab sich hinter das Auto, rief mir zu, die Handbremse langsam zu lösen und wenig Gas zu geben und schob – trotz nicht unbedingt geeignetem Schuhwerk – mit geballter Kraft das Fahrzeug die letzten drei Meter bergauf. Auf der Hauptstrasse stieg er wieder zu und dirigierte mich auf dem direkten Weg zurück zum Strassenverkehrsamt. Ich ahnte nichts Gutes. Dort angekommen meinte Experte Bumbach, dass er diesmal sehr zufrieden sei, gab mir die Hand und gratulierte zur bestandenen Prüfung. Erst jetzt gab ich ihm die Flasche Wein, die ich auf dem Hintersitz des Autos bereit gelegt hatte. Endlich war ich berechtigt Personenwagen alleine zu lenken – ein grosser Moment im Leben eines Jugendlichen.

2.		DUPLIKAT		3
Ausweis Permis Licenza	No	127249		Unterschrift des Inhabers Signature du titulaire Firma del titolare  Muss Kontaktschalen oder Brillen tragen   
Name und Vornamen Nom et prénoms Cognome et nomi	Kägi Hans Walter			
Beruf Profession Professione	Kfm. Angestellter			
Wohnsitz Domicile Domicilio	Rosenburg 8633 Wolfhausen			
Geburtsdatum Date de naissance Data di nascita	29.7.1945			
Heimatgemeinde Commune d'origine Comune di appartenenza	Hinwil ZH			
Gültig bis Valable jusqu'au Valida fino al	3. Mai 1968			
Kategorie und allfällige Verfügungen der Behörde: Catégorie et décisions éventuelles de l'autorité: Categoria e eventuali decisioni dell'autorità:				<b>Verlängerungen - Prolongations - Prolungamenti</b>
<b>Theorie bestanden</b>  <b>Kat. A. leichte Motorwagen</b>				<b>Zu neuer Prüfung zurückgewiesen am</b> <b>Renvoyé pour nouvel examen le - Rimandato per nuovo esame il</b>
Zürich, le 2. November 1967 yh  <b>Strassenverkehrsamt des Kantons Zürich</b>				<b>F 10. 6.66</b>
Prüfung bestanden Kat. Examen subi, catégorie Esame superato cat.				Der Experte L'expert Il perito
19.11.67  <b>Strassenverkehrsamt des Kantons Zürich</b>				Der Experte <b>Bumbach</b> L'expert Il perito
Der Experte L'expert Il perito				Der Experte L'expert Il perito

## **„S Chlötzli“ - mein erstes Auto**

Gegen Ende Januar 1968 entdeckte ich im Schaufenster einer grossen Fiat-Garage in Zürich-Altstetten ein Occasionsauto, das mir unglaublich gut gefiel. Es war ein DKW 1000S, Modell 1962, hellblau mit weissem Dach, auf Hochglanz poliert – auch die Stossstangen. Optisch also wirklich wie neu. Und das zu einem Preis von 3'000 Franken. Da konnte ich wirklich nicht widerstehen; diese Gelegenheit musste ich einfach ergreifen. Das Geld, immerhin zwei Brutto-Monatslöhne, hatte ich zwar erst zu einem Teil angespart. Das spielte aber keine Rolle, da gemäss Beschrieb im Schaufenster die Finanzierung in monatlichen Raten möglich war. So unterschrieb ich den Kaufvertrag, leistete eine Anzahlung und liess den Rest von der AUFINA finanzieren. Jahreszins: 18%, was dazumal üblich war. Alles weitere – Bestellen des Versicherungsnachweises bei der Zürich-Versicherung und Beschaffung des Nummern-Schildes beim Strassenverkehrsamt – erledigte der Verkäufer gerne für mich, so dass ich am Freitag gegen Abend mein erstes Auto in Empfang nehmen konnte. Nachdem ich nochmals über alles Wissenswerte instruiert worden war, durfte ich als stolzer Besitzer die Garage verlassen und mich auf die Jungfernfahrt begeben.

Ich hatte mir von allem Anfang vorgenommen, dass die ersten die mein neu erworbenes Auto sehen würden, auf jeden Fall meine Eltern sein würden. Sie wussten nichts vom Kauf; ich wollte sie überraschen. Und sie sollten auch meine ersten Fahrgäste werden. Mit hohlem Kreuz aber etwas nervös fuhr ich, ohne besonderes Ziel, gleich mal in Richtung Albisgütli. Unterwegs kreuzte mein Weg die Uetlibergbahn, wo sich eben die Barriere senkte. Ich hielt an, stellte, wie in der Fahrschule gelernt, den Motor ab und zog die Handbremse an. Als sich die Schranken wieder öffneten und ich wegfahren sollte, da blieb mein DKW stehen. Den Motor hatte ich zwar angelassen, den Ganghebel an der Steuerradschaltung eingelegt und auch die Handbremse gelöst, das Gaspedal aber konnte ich drücken so viel ich mochte, der Motor stellte nach kurzem Stottern ab. Auch ein

zweiter, ein dritter und weitere Versuche blieben erfolglos. Da nützte auch das Gehupe der Autos hinter mir nichts, im Gegenteil: es machte mich noch nervöser. Nachdem sie alle mein stillstehendes Gefährt überholt hatten, schaffte ich es immerhin, es in das anliegende Seitensträsschen zu schieben. Von einer nahe gelegenen Telefonkabine aus rief ich meinen lieben Kollegen Gottfried an, der glücklicherweise zuhause und bereit war, sofort zu kommen. Der erste, der mein neues Auto zu Gesicht bekam, war also Gottfried und nicht wie geplant meine Eltern. Nun, das war in dieser Situation auch nicht mehr so wichtig. Wichtig war doch nur, dass mein Gefährt wieder zum Laufen kam. Erstaunlich übrigens, in welcher kurzer Zeit Gottfried die Strecke von Hombrechtikon zu mir nach Zürich geschafft hatte, im Kofferraum alle erdenklichen Werkzeuge und Ersatzteile mitführend. Gottfried setzte sich ans Steuer meines DKW's, legte den Ganghebel ein, gab Gas und fuhr problemlos einige Meter. Ich hatte, wie sich heraus stellte, bei meinen Versuchen den dritten statt den ersten Gang eingelegt. Oh, du meine Güte!

Es war übrigens auch Gottfried, der meinem DKW 1000S eines Tages den Übernamen „Chlötzli“ gab. Ein herziger Name – finde ich. Ich liebte dieses Wägelchen. Und ich darf verraten, dass es von mir – zumindest in der ersten Zeit – beinahe mehr gepflegt als gefahren wurde. Stundenlang putzte und pützelte ich am Auto herum. Polierte die himmelblaue Carosserie, das weisse Dach und die verchromten Stossstangen, reinigte die Felgen mit Bürste und Putzfäden und die Scheiben mit Glasreiniger. Auch das Innere kam nicht zu kurz: Stoffsitze, Bodenmatten, Metall-, Kunststoffteile, ...

Stolz fuhr ich jeweils mit dem stets gepflegten Gefährt über Land. Insbesondere bergab gab der benzinbetriebene Zweitakter lustige Töne von sich: „bläm, bläm, bläm-bläm-bläm, bläm, bläm, bläm-bläm-bläm, ... Was war das für ein herrliches Gefühl, mit meinen Eltern oder meiner Freundin in der näheren und weiteren Umgebung herum zu kurven, von Bekannten gesehen und bestaunt zu werden.

Nebst vielen guten Stunden verbindet mich leider auch ein eher betrübliches Ereignis mit meinem Chlötzli. Eines Sonntags – es war ein heisser Tag – hatte ich es in einer Nebenstrasse abgestellt. Als ich nach der Rückkehr von einem Spaziergang mit meiner Freundin wegfahren wollte, traute ich meinen Augen nicht: mein schöner DKW stand ohne Heckscheibe da. Diese lag – eigenartigerweise unbeschädigt – hinter dem Fahrzeug am Boden. Was war geschehen? Seinerzeit wurde unter anderem in Inseraten in der Zeitschrift des TCS empfohlen, FINILEC mitzuführen. Mit diesem in einer Dose hochkomprimierten Luft-/Gummigemisch konnte man – so die Werbung – im Falle eines „Platten“ den Reifen aufpumpen und gleichzeitig behelfsmässig reparieren. Danach konnte man seine Fahrt, zumindest für einige Kilometer, wieder fortsetzen. Diese Dose hatte ich hinten auf der Hutablage deponiert. Nun war aber auf der Dose eine Warnung aufgedruckt, nach der sie nie Hitze oder direkter Sonnenstrahlung ausgesetzt werden dürfe. Diese Warnung hatte ich nicht beachtet. Die Dose war explodiert und hatte einen solch grossen Druck erzeugt, dass die Heckscheibe zur Gummidichtung heraus gerissen und über das Heck auf die Strasse katapultiert wurde. Ausser der Rückbank, die von der verspritzten klebrigen Gummimasse nicht verschont wurde, war nichts am Fahrzeug kaputt gegangen. Und die Heckscheibe konnte problemlos wieder eingebaut werden. Am darauf folgenden Samstag half mir Mami unter Zuhilfenahme eines geeigneten Mittelchens fleissig und kompetent bei der heiklen Putzarbeit.

Im September 1969 tauschte ich meinen DKW 1000S gegen eine Ford Corsair-Occasion ein. Ich hätte das Chlötzli wohl besser behalten, denn das neue, in England produzierte, Auto bescherte mir – wie sich später heraus stellte – fortan, insbesondere mit der Elektrik, dauernd Probleme. Wahrscheinlich hatte ich den Wechsel vom zweitürigen DKW zum viertürigen Corsair vorgenommen, um meinen Eltern einen bequemeren Einstieg zu ermöglichen, da sie mich immer gerne zu einem sonntäglichen Ausfähtli begleiteten.



Mein DKW 1000S – auf einem Ausflug in die Flumser-Berge



## Abschied von der Rosenberg und Dank



Mit der Aufgabe meiner Anstellung bei Feldmann, Dutli + Co. verliess ich Ende Februar 1968 auch die Wohnung meiner Eltern in der Rosenberg. Es war der dringende Wunsch meines neuen Arbeitgebers, der ALFAG AG, dass ich während der Einarbeitungszeit in der Nähe des Unternehmens wohnte. Und so brachte man mich, zusammen mit einem zweiten neu angestellten Mitarbeiter, zulasten des neuen Arbeitgebers, im Hotel Bahnhof in Schlieren unter.

Mit dem Abschied von der Rosenberg endete auch meine Zeit als Jugendlicher, der, umsorgt von Vater und Mutter, seine Kindheit und Jugend in Wolfhausen verbringen durfte. Der Ablösungsprozess bereitete mir dennoch keine grosse Sorge, da mit ihm das normale Streben, auf eigenen Füessen zu stehen, Realität wurde. Mitgeholfen hat auch der Umstand, dass ich schon seit längerer Zeit eine Beziehung mit meiner Freundin pflegte, die bei sehr netten Schlummereltern in Uerikon ihr Zimmer hatte. Bisherige Versuche, die Freundin ausnahmsweise bei mir zuhause nächtigen zu lassen, kamen bei meinem Vater gar nicht gut an. So geriet er eines Morgens, als er auf seiner „Weckrunde“ eine blonde Haartracht unter meiner Bettdecke sichtete, derart ausser sich, dass ihn meine Mutter nur mit Mühe besänftigen konnte. Fortschrittlich argumentierte sie, dass ich schliesslich gegen 23 und meine Freundin immerhin bald 20 Jahr alt sei. Dies zu akzeptieren fiel Papi offensichtlich nicht ganz leicht.

Mit einem Minimum an persönlichen Gegenständen und in bestem Einvernehmen mit meinen Eltern verabschiedete ich mich am letzten Tag des Februars 1968 von der Rosenberg und tauchte in eine neue Welt ein – ohne Sorge, was mir die Zukunft bringen wird.

Nach meinem Weggang blieben meine Eltern noch knapp ein Jahr in der Rosenberg und zügelten dann, zusammen mit Karl und Peter, Ende Januar 1969 wiederum 300 Meter innerhalb der Gemeinde, diesmal aber in südlicher Richtung – in die Herschären.

An dieser Stelle bedanke ich mich insbesondere bei meinen lieben Eltern, die seit vielen Jahren leider nicht mehr unter uns sind. Die unerwarteten plötzlichen Tode meiner lieben Mutter am 7. Mai 1990 und meines lieben Vaters am 14. Dezember 1995 verwehrt mir die Möglichkeit, mich von ihnen zu verabschieden und ihnen einen letzten innigen Dank auszusprechen. Ich bin mir bewusst: Es ist nicht selbstverständlich, dass sie alles getan haben, um uns Kindern eine schöne, liebevolle und glückliche Kindheit und Jugendzeit zu geben. Güter konnten Sie uns nicht viele schenken – aber Obhut, Zuneigung und Liebe.

Der Dank geht heute aber auch an Brigitt, meine liebe Gattin, die mir stets den Freiraum gewährt, damit ich mich stundenlang in Abgeschiedenheit gedanklich in die Vergangenheit zurück versetzen und die gebliebenen Erinnerungen in Worte fassen kann.

Fehraltorf, im Spätherbst 2011

Hans Chägi

# ANHANG

(Dokumente zu einzelnen Kapiteln)

## Inhaltsverzeichnis Anhang

Dokument zu „Gedichte“	
Glückliche Tage im goldenen Mai (Original)	81
Dokumente zu „Riesenüberraschung“	
Gratulationsbrief von Mettler zum Lehrabschluss	82
Lehrzeugnis Mettler	83
Dokumente zu „Bei Feldmann, Dutli + Co.“	
Stellenangebot von Feldmann, Dutli	84
Dienstvertrag	85
Arbeitszeugnis	87
Dokument zu „Wunsch nach beruflicher Veränderung“	
Anstellungsbestätigung ALFAG	88
Dokumente zu „Der Lernfahrer“	
Strafverfügung Statthalteramt Hinwil	90
Entzugsverfügung Lernfahrausweis	91
Dokument zu „S Chlötzli – mein erstes Auto“	
Versicherungspolice	92

Glückliche Tage im goldenen Mai

Ein schöner Tag, ein silbernes Morgen,  
erquickende Frische die Luft erfüllt  
Spießende Natur, ein silbernes Morgen  
Leben treibt, die Schönheit enthüllt

Platz an der Sonne, im goldenen Mai  
Platz am Licht, im goldenen Mai  
Feuchter Boden, feuchtbar, durchtränkt  
noch zahlt, mit Liebe gelebt

Sprossen treiben im goldenen Mai  
Aber auch Gefahren drohen  
Freude dämpfen, das Gute muss kämpfen  
Trotzen den Gefahren im Mai

Schlafen, vergessen in dunkler Nacht  
Träumen von guter Zukunft  
Brausende Stürme lassen erhitzen  
Hoffnung auf Sieg der Vernunft

Hallende Rufe in dunkler Nacht  
Dämmerung vertrieben, silbernes Morgen  
Tränen gewaschen, aufs Schöne bedacht  
jubelieren, fort mit Sorgen  
Glückliche Tage im goldenen Mai  
Glückliche Tage im goldenen Mai

Hans W. Kägi  
im März '66

# Mettler

INSTRUMENTE AG.

8712 STÄFA  
Grundstrasse  
TEL. 051/74 98 51

POSTCHECK-KONTO 80-44682  
BANK: SCHWEIZ. KREDITANSTALT

Herrn  
Hans Kägi  
Rosenburg

8633 Wolfhausen ZH

Ihr Zeichen

Ihre Nachricht

Unser Zeichen

Stäfa,

Mt/ko

20. April 1965

Sehr geehrter Herr Kägi,

Wir gratulieren Ihnen nochmals recht herzlich zu Ihrer erfolgreichen Lehrabschluss-Prüfung. Mit Ihrer prächtigen Leistung haben Sie sich den Flug nach Genf redlich verdient. Sie erhalten als Beilage den entsprechenden Gutschein mit einem Flugplan der SWISSAIR. Das Flugbillet wollen Sie bitte bei einem Reisebüro der Wagons-Lits Cook beziehen.

Wir wünschen Ihnen einen guten Start im Büro Zürich und hoffen, Sie bei Gelegenheit auch wieder einmal bei uns zu sehen.

Mit freundlichen Grüßen

METTLER INSTRUMENTE AG

*10 Münster* 

Beilage: Reisegutschein und Flugplan

# Mettler

INSTRUMENTE AG.

8712 STÄFA  
Grundstrasse  
TEL. 051/74 98 51

POSTCHECK-KONTO 80-44682  
BANK: SCHWEIZ. KREDITANSTALT

Herrn  
Hans Kägi  
Rosenburg

8633 Wolfhausen ZH

Ihr Zeichen

Ihre Nachricht

Unser Zeichen

Stäfa,

Mt/ko

23. April 1965

## LEHRZEUGNIS

Herr Hans Kägi, geboren am 29. Juli 1945, von Hinwil ZH, absolvierte bei uns vom 24. April 1962 bis 23. April 1965 eine kaufmännische Lehre. Während seiner Ausbildungszeit war Herr Kägi in den Abteilungen Einkauf und Rechnungswesen sowie in der allgemeinen Verwaltung beschäftigt. Er wurde gründlich in die Arbeitsgebiete Registratur, Postversand, Korrespondenz, Lohn- und Finanzbuchhaltung eingeführt. Daneben hatte er Gelegenheit, seinen Lehrstoff in den Abteilungen Hauptlager, Arbeitsvorbereitung, Kontrolle und Normenwesen zu ergänzen.

Zur Ausbildung im Sektor Verkauf wurde Herr Kägi für ein Semester der Verkaufsabteilung Zürich zugeteilt. Sein Aufgabengebiet umfasste hauptsächlich die Erledigung von Korrespondenz nach Vorlage und Diktat, Abwicklung von Speditionsaufträgen und Fakturierungsarbeiten.

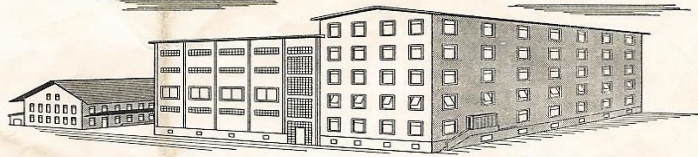
Herr Kägi hat die ihm übertragenen Arbeiten stets sauber und zu unserer vollen Zufriedenheit ausgeführt. Er hat auch die Lehrabschlussprüfung mit bestem Erfolg bestanden.

Wir können Herrn Kägi jedem anderen Arbeitgeber als fleissigen und gewissenhaften Mitarbeiter empfehlen. Für seinen weiteren Lebensweg wünschen wir ihm alles Gute.

METTLER INSTRUMENTE AG

*pp. Miriam Levin* *Wp. H. Brunner*

PAPIER EN GROS



FELDMANN, DUTLI + CO. ZÜRICH

HARDTURMSTRASSE 82-90  
TELEPHON (051) 42 05 32  
TELEGRAMME: FEDUCO  
BANK: SCHWEIZ. BANK-  
GESELLSCHAFT ZÜRICH  
POSTSCHECK 80-5789

Herrn  
Hans Kägi  
Rosenburg  
8633 Wolfhausen

Sachbearbeiter:

Herr Dutli

Ihre Zeichen:

Ihre Nachricht vom:

Unser Zeichen:

8023 Zürich Postfach

B1/mü

14. Oktober 1965

Sehr geehrter Herr Kägi,

Wir nehmen Bezug auf unseren heutigen telefonischen Anruf, bei welcher Gelegenheit wir erfuhren, dass Sie gegenwärtig noch im Militärdienst weilen. Ihre Adresse verdanken wir der Stellenzentrale Zürich und wir teilen Ihnen mit, dass bei uns zwei für Sie geeignete Vakanzen vorhanden sind.

Es handelt sich im einen Falle um den Posten eines Sachbearbeiters für Bestimmungswesen und den telefonischen Verkehr mit der Kundschaft. Wir müssten Sie natürlich noch gründlich in unsere Branche einarbeiten, damit Sie dieser ziemlich anspruchsvollen Tätigkeit gerecht werden könnten. Dazu besteht aber ohne weiteres eine passende Möglichkeit.

Ausserdem hätten wir Bedarf für einen Mitarbeiter in unserer Buchhaltungsabteilung, wo Sie einen Teil der Debitorenbuchungen und weitere Aufgaben übernehmen könnten.

Wir haben die 5-Tage-Woche und wir sind bequem erreichbar, denn die Tramhaltestelle der Linie No. 4 (ab HB 10 Minuten, ab Escher-Wyss-Platz 2 Minuten) befindet sich direkt vor unserem Geschäftshause.

Wir laden Sie ein, sich bei uns vorzustellen, doch sollte Ihr Besuch vorher telefonisch auf einen passenden Zeitpunkt vereinbart werden. Gerne erwarten wir deshalb Ihren Anruf und grüssen Sie

freundlich

PS. Wenn notwendig, passen wir uns den Gegebenheiten des Fahrplanes an, da Sie von auswärts zur Arbeit kommen.

*Handwritten notes:*  
ang. K. - 1. Nov. - 20. Okt.  
ang. : mel 6 950.- / keine Bahnentschädigung / keine  
Entschädigung für Essen / keine Kantine / Gehalt während UO 50%

*Handwritten notes:*  
Montag, 1. Nov. @ 15.00  
Ch. Tel. vom 29. Okt.

Das waren noch Zeiten für Stellensuchende: Angebot für zwei verschiedene Stellen aufgrund meiner Anmeldung bei der Stellenzentrale. (Telefonnotiz, stenographiert: „Besuch Montag 1. November bei Herrn Dutli. Abmachung: Gehalt Fr. 950.- / keine Bahnentschädigung / keine Entschädigung für Essen / keine Kantine / Gehalt während UO 50%“).



5.11.65

Dienstvertrag

zwischen

Firma Feldmann, DUTLI & CO., Hardturmstrasse 82/90, 8005 Zürich als Arbeitgeberin

und

Herrn  
Frau Herrn Hans Kägi, Rosenberg, 8633 Wolfhausen  
Fräulein

als Arbeitnehmer(in) ist heute folgender Dienstvertrag im Sinne von Art. 319 ff OR abgeschlossen worden.

1.

Der (Die Arbeitnehmer (in) tritt am Montag 15.11.1965 ,

als kaufmännischer Angestellter in die Dienste der unterzeichneten Firma, im wesentlichen zur Besorgung folgender Arbeiten:  
Auftragsbearbeitung mit tel. Kundenbedienung (einschl. Einsatz in anderen Abteilungen zur Einarbeitung)

Die Uebertragung anderer, der beruflichen Ausbildung oder Stellung entsprechenden Arbeiten, insbesondere im Falle der Vertretung abwesender Arbeitnehmer, bleibt vorbehalten.

2.

Dieser Vertrag gilt als auf unbestimmte Zeit abgeschlossen.

~~Die ersten Monate gelten als Probezeit. Während derselben kann das Dienstverhältnis unter Beachtung einer Frist von 7 Tagen auf einen Samstag gekündigt werden.~~

3.

Das Monatsgehalt beträgt Fr. 950.- . Die Kinderzulage von Fr. 20.-- für jedes bezugsberechtigte Kind wird separat am Monatsende ausbezahlt.

An Abzügen erfolgen:	AHV	2,4 %
	Nichtbetriebsunfallvers.	1 % 0,75 %
	Prämienanteil an die Spar- bzw. Pensionskasse	Fr. 37,50 pro Monat

4.

Im Übrigen finden auf die Anstellungsverhältnisse mit Angestellten im Monatslohn die Bestimmungen des Gesamtarbeitsvertrages VZH/KVZ vollumfänglich Anwendung. Der Angestellte bestätigt, ein Exemplar des Gesamtarbeitsvertrages erhalten zu haben.

5.

Bezüglich der Auszahlung der gesetzlichen Kinderzulagen gilt in jedem Falle Ziffer 15 des Gesamtarbeitsvertrages VZH/KVZ.

- 2 -

6.

Der (Die) Arbeitnehmer(in) verpflichtet sich gemäss Ziffer 1 dieses Vertrages am 15. November 1965 die Arbeit im Betrieb der Arbeitgeberin aufzunehmen und den Arbeitsplatz nicht in Verletzung der geltenden Kündigungsfristen vorzeitig zu verlassen.

Für den Fall der Zuwiderhandlung gegen diese Vertragspflichten verpflichtet sich der (die) unterzeichnete Arbeitnehmer(in) zur Zahlung einer Konventionalstrafe in der Höhe des vereinbarten bzw. zuletzt ausbezahlten Monatssalärs.

7.

Es wird ferner folgendes zusätzlich vereinbart:

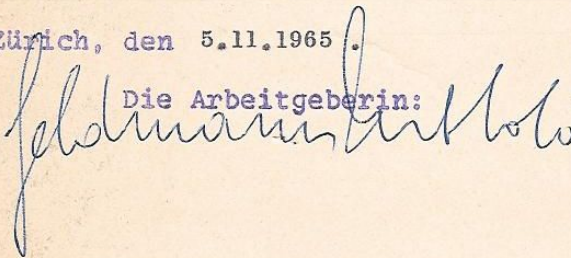
Arbeitszeit : Montag-Freitag 0730 - 1145 und 1320 - 1800 Uhr,  
Samstag frei.

Wenn notwendig kann mit Rücksicht auf die Zugverbindung eine leichte Verschiebung der Arbeitszeit festgelegt werden, worüber sich die Parteien noch genau verständigen werden.

Das vom Arbeitnehmer unterzeichnete Doppel dieses Vertrages ist bis 10.11.65 zu retournieren.

Zürich, den 5.11.1965.

Die Arbeitgeberin:



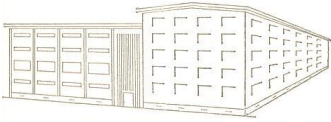
Der (Die) Arbeitnehmer(in):

Mein erster – im seinerzeit üblichen Umdruckverfahren erstellter – Arbeitsvertrag („Dienstvertrag“) als kaufmännischer Angestellter. Interessant ist, dass die Probezeit aus dem Vertrag gestrichen wurde.

**Papier en gros**

Hardturmstrasse 82-90  
Telefon (051) 44 53 60  
Telex 52748-Telegr.: Feduco

Postscheck 80-5789  
Bank: Schweizerische  
Bankgesellschaft Zürich



**Feldmann Dutli + Co Zürich**

Herrn  
Hans Kägi  
Rosenburg  
8633 Wolfhausen

8023 Zürich (Postfach Hauptbahnhof)  
29. Februar 1968

Sachbearbeiter:  
Herr B. Dutli

Unsere Zeichen:  
BD/fr

Ihre Zeichen: Rayon:

Z e u g n i s

Herr Hans Kägi, geb. 29.7.1945, war vom 15. November 1965 bis 29. Februar 1968 in unserer Firma als kaufmännischer Angestellter tätig.

Im Laufe der Zeit konnte er sich in verschiedene Gebiete einarbeiten: Mithilfe in der Fakturierung, Auftragsbearbeitung und telefonische Kundenbedienung, Betreuung der Lagerbuchhaltung mit Ueberprüfungsarbeiten sowie rechnerische, statistische Arbeiten für die Einkaufsdisposition. Herr Kägi erwies sich als fleissiger und genauer Sachbearbeiter und ordnete sich gut ins Arbeitsteam ein.

Er verlässt und heute auf seinen eigenen Wunsch, frei von jeder Verpflichtung und unsere guten Wünsche begleiten ihn für eine neue Tätigkeit.

Feldmann, Dutli & Co.  
*[Handwritten signature]*

Mein erstes Arbeitszeugnis: fleissig, genau und teamfähig – das sind die Qualifikations-Merkmale

Generalvertretungen  
Reparaturwerkstätte  
Ersatzteillager

# ALFAG

Aktiengesellschaft für Fahrzeuge

**M·A·N**  
**DIESEL**  
Lastwagen Omnibusse

**HANOMAG**  
Liefer- und Lastwagen



Lastwagen Traktoren  
«Häflinger»

8952 Schlieren, Bernstrasse 33  
Tel. 051/98 61 61, Telex 52801  
Postcheckkonto: 80-10293  
Bank: Zürcher Kantonalbank,  
Agentur Schlieren

Herrn  
Hans - Walter Kägi  
Rosenburg  
8633 Wolfhausen /ZH

Ihr Zeichen

Unser Zeichen S/df

8952 Schlieren 25. Januar 1968

Betr.: Stelle als Verkaufs-Assistent

Sehr geehrter Herr Kägi,

Unter höflicher Bezugnahme auf die Besprechung in unserem Hause und die Zusage Ihrerseits die offerierte Stelle als Verkaufs-Assistent in unserer Verkaufs-Abteilung HANOMAG anzunehmen, bestätigen wir die getroffenen Vereinbarungen wie folgt:

1. Arbeitsaufnahme:

1. März 1968.

2. Aufgabe:

Sie arbeiten eng mit dem Verkaufsleiter der Abteilung, Hr. Binkert, Prokurist, zusammen. Er wird Ihnen die Direktiven über den Ablauf der Arbeit erteilen. Im wesentlichen handelt es sich um folgende Punkte:

Offertwesen, Kalkulation, Korrespondenz in deutscher und französischer Sprache. Peinlich genaue Führung der Kundenkartei, Empfang von Untervertretern und Kauf-Interessenten sowie Führung der notwendigen technischen Verkaufs-Gespräche.

Sie unterstehen dem Verkaufsleiter der Abteilung, Hr. Binkert.

3. Vergütung:

Wir richten Ihnen ein monatliches Salär aus von Fr. 1.450.--, abzüglich 2,45 % AHV und IV.

-2-

4. Ferien:

Pro Kalenderjahr räumen wir Ihnen drei Wochen bezahlter Ferien ein. Der Bezug hat sich nach Massgabe des Arbeitsanfalles zu richten.

5. Unfallversicherung:

Wir versichern Sie zu unseren Lasten gegen Betriebs- und Nichtbetriebsunfall im Rahmen der SUVA.

6. Kündigung:

Das hiermit geregelte Arbeitsverhältnis kann gegenseitig nach den Normen des Schweiz. Kaufm. Vereins aufgelöst werden. Im übrigen gelten die Bestimmungen des Schweiz. O.R. § 347 und 348.

7. Sie verpflichten sich:

- a) den Anweisungen der Leitung unserer Firma nach bestem Vermögen nachzukommen und Ihre ganze Arbeitskraft in deren Interesse einzusetzen,
- b) uns unaufgefordert und vertraulich über alle Geschäftsvorgänge von Bedeutung Bericht zu erstatten,
- c) während der Dauer des Dienstvertrages und auch nach dessen Auflösung nicht gegen die Interessen unserer Firma zu handeln,
- d) sämtliche Vorgänge während und auch nach der Dauer dieses Vertrages geheimzuhalten.

Wir bitten Sie, uns zum Zeichen Ihres Einverständnisses das beiliegende Doppel dieses Schreibens mit Ihrer Unterschrift versehen zurückzusenden.

Mit freundlichen Grüßen

A L F A G  
Aktiengesellschaft für  
Fahrzeuge

ppa

im Doppel

**Statthalteramt des Bezirkes Hinwil, 8340 Hinwil**

**Strafverfügung**

**Nr. 665/1966**

vom 7. November 1966

**Das Statthalteramt hat gegen**

K ä g i Hans Walter  
Kaufm. Angestellter  
Rosenburg  
8633 W o l f h a u s e n

Bürgerort: Hinwil ZH  
Geb.-Datum: 29.7.1945

da er (sie) sich als Lenker (in) des Lieferwagens "VW", Jg. 62, ZH 176'965, einer Übertretung von Art. 31/1 und 32/1 des Bundesgesetzes über den Strassenverkehr vom 19. Dezember 1958 und von Art. -- der entsprechenden Vollziehungsverordnung zu diesem Gesetz schuldig gemacht hat,

begangen am 23. Oktober 1966, 15.40 Uhr, im Kämmoos, Gemeinde Bubikon ZH., - indem er als Inhaber eines Lernfahrausweises und Lenker des obgenannten Lieferwagens eine S-Kurve in einer den gegebenen Verhältnissen nicht angepassten Geschwindigkeit befuhr und die Herrschaft über das ausgangs der Kurve ins Schleudern geratene Fahrzeug verlor; dasselbe fuhr vorerst auf die linke Fahrbahn und alsdann über den rechten Strassenrand in eine Wiese, wobei es mit einer dort stehenden Telefonstange kollidierte; es entstand Sachschaden;

in Anwendung von Art. 90/1 des erwähnten Bundesgesetzes  
**verfügt:**

I. Der (Die) Verzeigte wird bestraft mit einer	<b>Busse von</b>	Fr.	80.--
II. Er (Sie) hat ausserdem die Kosten zu bezahlen:	Staats- und Schreibgebühr	Fr.	21.--
	Zustellung usw.	Fr.	2.--
	Untersuchungskosten	Fr.	-.--
	<b>Total</b>	Fr.	<u>103.--</u>

III. Mitteilung an: a) den (die) Bestrafte(n)  
b) den Rechtsdienst im Strassenverkehr des Kantons Zürich  
c)

IV. Gegen diese Strafverfügung kann der (die) Bestrafte binnen zehn Tagen, von der Zustellung an gerechnet, bei der unterzeichneten Amtsstelle gerichtliche Beurteilung der Sache verlangen. Stillschweigen gilt als Anerkennung der Strafe (§ 346 StPO). In diesem Falle sind Busse und Kosten innert 30 Tagen nach der Zustellung dieser Verfügung an die unterzeichnete Amtsstelle zu bezahlen, ansonst Betreibung oder Umwandlung der Busse in Haft (Art. 49 StGB) erfolgt.

**Statthalteramt Hinwil**

*bez. mit 67*

*A. König*

Die Strafverfügung mit – im Vergleich zu heute – sehr bescheidener Busse



Direktion der Polizei  
des Kantons Zürich

Nr. 82.724 Zlg/ms

Bei allen Anfragen ist  
obige Nr. anzugeben. A+C

## Entzug des Lernfahrausweises

Gestützt auf Art. 16 und 17 des Bundesgesetzes über den Strassenverkehr vom 19. Dezember 1958 (SVG) verfügt die Direktion der Polizei:

I. Hans Walter Kägi, geb. 29. Juli 1945, von Hinwil/ZH, kaufm. Angestellter, wohnhaft 8633 Wolfhausen/ZH, Rosenberg,

wird der Lernfahrausweis für die Dauer von <sup>4</sup> Monaten seit 23. Oktober 1966 entzogen und ihm (ihr) die Erteilung eines Führerausweises für diese Zeitdauer verweigert. Das Führen von Motorfahrzeugen, einschliesslich die Ausführung von Lernfahrten in Begleitung einer führungsberechtigten Person, ist ihm (ihr) in der ganzen Schweiz untersagt.

### Begründung:

Hans Kägi, der lediglich im Besitze eines Lernfahrausweises ist, lenkte am 23. Oktober 1966, ca. 15.40 Uhr, begleitet von Kuhnen, Ulrich, Wolfhausen, den VW-Lieferungswagen ZH 176.965 (Halter: Kuhnen, Gottlieb, Wolfhausen) durch die Hauptstrasse in Kämmoos Richtung Wolfhausen. Ausgangs der S-Kurve, unmittelbar nach dem sog. "Hofacher", die der Fehlbare gemäss seinen Angaben mit einer Geschwindigkeit von ca. 55-60 km/Std. befahren hatte, verlor er die Kontrolle über das Fahrzeug und geriet auf die linke Fahrbahnseite. Dort steuerte der Verzeigte den Lieferungswagen zu brüsk nach rechts, fuhr über den rechtsseitigen Fahrbahnrand und prallte wuchtig gegen eine Telefonstange, sodass diese zerbrach. Der Lieferungswagen kam schliesslich im Wiesland, ca. 60 Meter von der Kollisionsstelle entfernt, zum Stillstand. Es entstand beträchtlicher Sachschaden.

Hans Kägi versties gegen Art. 31 Abs. 1 SVG (Nichtbeherrschen des Fahrzeuges).

- II. Nach Ablauf der Entzugsfrist kann der Lernfahrausweis im Bureau 305, 3. Stock, Stampfenbachstrasse 14, Zürich 1, in Empfang genommen werden.
- III. Die Kosten dieser Verfügung im Betrage von Fr. 40.— sind innert Monatsfrist mit beiliegendem Einzahlungsschein dem Rechtsdienst im Strassenverkehr einzuzahlen (Postcheckkonto 80-207).
- IV. Gegen diese Verfügung kann binnen 20 Tagen seit Empfang schriftlich und mit Begründung an den Regierungsrat des Kantons Zürich rekuriert werden. Einem allfälligen Rekurs kommt keine aufschiebende Wirkung zu, wenn sie ihm nicht von der Rekursbehörde ausdrücklich verlihen wird.
- V. Die Missachtung des Fahrverbotes wird mit mindestens 10 Tagen Haft und mit Busse bestraft; ausserdem wird der Betroffene als Motorfahrzeugführer für längere Zeit vom Strassenverkehr ausgeschlossen.
- VI. Mitteilung an Hans Kägi, an das Statthalteramt Hinwil sowie an die Polizeikorps zur Ueberwachung.

Zürich, den 8. November 1966

Schalterstunden:  
08.00-10.00  
14.00-16.00

07335

Direktion der Polizei  
Rechtsdienst im Strassenverkehr  
der Adjunkt:

(Dr. R. Geiser)

Entzugsdauer für den Lernfahrausweis: happige 4 Monate!



Copie

# POLICE

Agentur: Direkt, Mythenquai 2, 8002 Zürich, Tel. 27-36 10<sup>1</sup>

36,77.00

17. März 1968  
Versicherungsnehmer

## für Versicherung von Personenwagen

Herr/Frau: Herr  
 Name, Vorname oder Firma: Kägi Hans Walter  
 Beruf oder Gewerbe: Kaufm. Angestellter  
 Strasse: Rosenburg  
 Hausnummer: 8633 Wolfhausen ZH  
 Postleitzahl, Ort, Kanton:

Police-Nr. 4.438.220  
 Ers. Pol. Nr. \_\_\_\_\_  
 Prämie zur ersetzen Police bezahlt bis \_\_\_\_\_  
 Zahlstelle \_\_\_\_\_  
 Fälligkeit 1.2. und 1.8.  
 Zahlungsweise halbjährlich  
 Vertragsdauer 26.1.68 - 31.1.1973

Versicherungs-Nachweis-Nr. 663 964 lautend auf \_\_\_\_\_

Bezeichnung des Fahrzeuges Personenwagen

Fahrzeugmarke und Typ	Herstellungs- oder Modelljahr	Kontrollsch.-Nr.	Steuer-PS Hubraum	Plätze inkl. Führersitz	Fahrgestell-Nr.
<u>DKW 1000S</u>	<u>1962</u>	<u>ZH 255 467</u>	<u>4,99</u>	<u>5</u>	<u>6820 109 514</u>

### Haftpflichtversicherung gemäss Kombination D

Garantiesummen	Kombination A	Kombination C	Kombination D	Kombination E
Personenschäden: Pro Pärsch Pro Ereignis	Fr. 150 000 Fr. 500 000		Pro Ereignis Fr. 1 000 000 für Personen- und Sachschäden zusammen	Unbegrenzt
Sachschäden: Pro Ereignis	Fr. 20 000			

Prämiensystem und Prämienstufe	<u>A 9</u>	Tarifposition <u>012</u>	Tariffahr (durch Direktion auszufüllen) <u>1963</u>	Grundprämie in Fr. <u>426.20</u>
Selbstbehalt für Schäden von Lenkern unter 25 Jahren	Fr. <u>300.-</u>	Ohne Selbstbehalt, allfäll. Zuschlag		
Selbstbehalt für alle übrigen Schadenfälle	Fr. <u>kein</u>			
Rechtsschutzversicherung im Strafverfahren	<u>ohne</u>			
				<u>426.20</u>

### Kaskoversicherung Teilkasko

Prämiensystem und Prämienstufe		Tarifklasse	<u>1967</u>	Grundprämie in Fr. <u>50.--</u>
«Zeitwert-Zusatz» bei gewaltsamer Beschädigung				
Selbstbehalt pro Fall bei gewaltsamer Beschädigung	Fr. _____			
Spezialausrüstungen (Reklameaufbauten, -schriften und -malereien, Sprechfunkanlage)	nein / <input checked="" type="checkbox"/> ja	gemäss Ergänzungsblatt		
Anhänger	nein / <input checked="" type="checkbox"/> ja	gemäss Ergänzungsblatt		
				<u>50.--</u>

### Unfallversicherung der Insassen

Einschluss des Lenkers	<u>ja</u>	Tariffahr (durch Direktion auszufüllen) <u>1964</u>	
Progressive Invaliditätsversicherung	<u>ja</u>		
Versicherungssummen pro Person	Todesfall Fr. <u>20'000.-</u>	Invaliditätsfall A Fr. <u>40'000.-</u>	Taggeld Fr. <u>20.-</u>
		Spitaltaggeld Fr. <u>10.-</u>	Heilungskosten Fr. <u>3'000.-</u>
			<u>15. Jahre unbes.</u>
			<u>33.-</u>
			<u>98.-</u>
			<u>98.--</u>

Die Erstprämie wird mit separater Abrechnung erhoben Total 574.20

Beilagen: Allgemeine Bedingungen	Zuschlag für Ratenzahlung	Ratenprämie (durch Direktion auszufüllen)	Haft
			Kasko
			Unfall
			Total

\* Art. 34 der Allgemeinen Bedingungen bleibt vorbehalten  
 A Ratenzahlung gemäss Art. 25, III. b für Versicherte über 65 Jahre